

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussien
Preussischer
Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger
Landbote
gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Horussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 22

(25.06.2012 - 18.01.2013)

*Der Preussische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2012*

A Christmas Carol

Überholter Dickens hält sich hartnäckig

David Katz

Alle Jahre wieder! Charles Dickens' Christmas Carol flimmert in dutzenden Versionen über die Mattscheiben der Nation. Die Geschichte rührt die Herzen der Gläubigen wie jede ähnlich gestrickte Bekehrungs-Sage. Der Kleine Lord kocht auf derselben Flamme. Doch was steckt hinter dem Motiv, mit dem Dickens es so gut gemeint hat? Dickens... er fasste die sozialkritischen Themata seiner Zeit mit erzählerischer Wucht und großer Kühnheit an. Aber er dachte sie nicht zu Ende. Und das ist die eigentliche Tragödie. Es bringt nichts, den Menschen Märchen zu erzählen. Dann kann man ihnen auch Schnaps unter den Tannenbaum stellen.

Wer ist denn dieser Ebenezar Scrooge? Ist er nicht ein Produkt nicht nur seiner Zeit, sondern einer ganz normalen menschlichen Gesellschaft? Hat nicht Scrooge es nur besser als alle anderen verstanden, sich in genau diese Gesellschaft, ihre Prämissen und ihr Gefüge einzubringen? Der Landbote ist kein Kampfblatt des Kommunismus, weiß Gott nicht! Aber diese sentimental-süßliche Verlogenheit, die dem Konzept der Dickens'schen Weihnachtsgeschichte zugrunde liegt, bringt das Blut zum Kochen! Was will Dickens erreichen? Das, was die Sängerin Nicole Hohloch 1982 mit ihrem „bisschen Frieden“ zusammenrällerte? Das Konzept des Ebenezar Scrooge lautet: Nimm, wo du's nehmen kannst und das gnadenlos! Wer verliert, ist raus aus dem Spiel. Sozialdarwinismus pur. Dickens stellt dieses Programm nicht im Mindesten in Frage. Er möchte lediglich mit blander Hand etwas abmildern. Nimm dem Armen das Häuschen, aber wirf ihm ein paar Groschen hin, damit er sich das Elend noch schön saufen kann. Ein Zyniker möchte einwenden, es sei weitaus grausamer, auf diese Weise das Elend des Verlierers noch zu verlängern. Das knallharte Geschäft des Geldes verträgt keine Weichherzigkeit, kein Mitgefühl und keinen Altruismus. Für eine ausgeglichene Gesellschaftsordnung fehlt es den Menschen an der nötigen Reife und das bis auf den heutigen Tag.

Dickens aber fährt noch härtere Geschütze auf. Er bringt eine höhere, nämlich die göttliche Ebene mit ins Spiel. Damit degeneriert er den erfolgreichen Geschäftsmann Scrooge zu einem Kleinkind, das einer Erziehung bedarf. Nun lässt sich Erwachsenen schlecht vermitteln, dass ihresgleichen durch Gleichrangige belehrt werden sollten. Die Borniertheit des unreflektierten adulten Lesers hätte die Lektüre spätestens an dieser Stelle unterbrochen, insofern er zu der Zielgruppe zählte, die Dickens erreichen wollte. Also schickt der Dichter eine höhere Instanz voran: Gott selbst. Gott richtet sich an sein Geschöpf Scrooge mittels der drei Geister, die SEINE Botschaft von einer besseren Welt zu überbringen haben. Einer besseren Welt? Einer Welt, die nach Leibniz' Deutung schon die beste aller möglichen Welten ist, was die Laus Voltaire in seinem genialen „Candide“ mit so unnachahmlich spitzer, intelligenter und süffisant-sarkastischer Zunge verhöhnte? Will Dickens ernsthaft Gott klarmachen, wie der die Welt besser hätte einrichten können, eine Welt, die seit viereinhalb Milliarden Jahren funktioniert? Gott schafft also seine Welt nach seinem Plan, deren integraler Bestandteil dieser bestangepasste Ebenezar Scrooge ist – und dann wird Scrooge bestraft, weil er sich so exzellent in das System einfügt? Wie widersinnig ist das denn? Ihm wird gar mit der ewigen Verdammnis gedroht. Nach Dickens' Interpretation muss Gott die Keule „Todesangst“ schwingen, um sein Spitzenprodukt Scrooge umzupolen. Das stimmt doch alles hinten und vorne nicht. Es ist und bleibt ein Märchen – ein dämliches noch dazu. Es spricht nicht für das Volk, dass die Weihnachtsgeschichte ungleich populärer ist als beispielsweise Oliver Twist. Die Lektüre von Dickens' Werken macht unverblümt auf die Kehrseite, die Brutalität und die Erbarmungslosigkeit

des evolutionsgesteuerten Lebens in Gottes einziger Biosphäre aufmerksam, die den Menschen bislang zugänglich ist. Das ist ein Anfang. Diese Welt aber zu ändern, bedarf es keiner psychoanalysierenden oder dräuenden Geister, sondern einer Revolution. Zugegeben keiner, die Laternen einwirft und Obrigkeiten an den Kandelabern aufknüpft. Die führen ja doch nur wieder zu den alten Verhältnissen im neuen Mantel. Es bedarf einer Revolution im Denken des Menschen, in seinem Geist, in seinem Fühlen – und genau diese Revolution ist nicht in Sicht. Sie kann es nicht sein, weil sie eben nicht dem Bauplan dieser Welt entspricht. Der Nackte Raubaffe ist demzufolge für sie nicht konstruiert, denn er ist eine Schöpfung dieser Welt und in ihr verhaftet. Ihn leiten Gier und menschliche Dummheit. Ein paar Lichtblitze der Vernunft haben den Motor eines friedvollen Zusammenlebens noch nie dauerhaft zünden können. Marx brachte es auf den Punkt: Die Aussicht auf den Profit lässt den Nackten Raubaffen jede Gefahr außer Acht lassen, jedes noch so irrationale Risiko eingehen, selbst auf die Gefahr des Galgens, selbst auf die Gefahr der ewigen Verdammnis. Das ist der Schlüssel, der die allseits beliebte Dickens-Weihnachtsgeschichte zu einem hohlen Märchen degeneriert. Ein Märchen, das niemand braucht, der sich in dieser Welt zurechtfinden will. Dennoch – alles Gejammer ist vergebens: Die Geister, die Dickens rief, werden wir nun nicht mehr los!

Bespitzelung wird legal!

DDR meldet sich durchs Hintertürchen wieder zurück

Don M. Barbagrighia

Was ihr Osis mit euch habt machen lassen, das hätte sich mal „W“ bei uns einer wagen sollen! Mit dem wären wir Schlitten gefahren! Den hätten wir zu Paaren getrieben“, höhnte Onkel Wolfgang, der Bereichsleiter eines berüchtigten Discounters, als er kurz nach dem Mauerfall seinen Bruder Jürgen im Osten besuchte. Der allmächtige Apparat des Ministeriums für Staatssicherheit war gerade zerschlagen worden. Man konnte bereits ein größeres Maul riskieren. Etwas, was Onkel Wolfgang der Sippe jedes mal in einer Art Vergatterung verboten hatte, sobald sich der der Familienkombi der innerdeutschen Demarkationslinie bei Helmstedt näherte. Onkel Wolfgang machte dann auch vor, welches Verhalten er sich seitens seiner Sippe der DDR-Obrigkeit gegenüber wünschte, wenn er die Scheibe herunter kurbelte und die Pässe der Familie überreichte: Devot, bis zum Erbrechen höflich und liebedienerisch. Außer an seinem Automobil und seinen Klamotten wäre Wolfgang mit Überfahren des weißen Streifens nur noch dadurch von einem DDR-Bürger zu unterscheiden gewesen, dass er vor der roten Exekutive noch mehr auf dem Bauch herum gerutscht wäre. Dann fiel die Mauer. Die Wiedervereinigung beseligte das Land und - Mielkes Staatssicherheit wäre wohl vor Freude in Ohnmacht gefallen. Denn was sie für das ganze Staatswesen projiziert hatte, das setzte ab sofort jeder kleine westdeutsche Betrieb in einem Ausmaß und mit technischen Hilfsmitteln um, wie das in der rückständigen DDR unvorstellbar gewesen wäre. „Know how“ und „Manpower“ des Spitzelgewerbes scheinen die einzigen Wirtschaftsgüter zu sein, welche vom Westen im Gegensatz zum Grünen Pfeil dankend und mit Freuden übernommen wurden.

Die schwarz-gelbe Koalition gab nun endlich die klärende Richtung vor: Versteckte Überwachung am Arbeitsplatz wäre nicht rechtens. Nota bene: VERSTECKTE Überwachung! Es ist wie mit „verbrecherischen Menschenhandel“ in der DDR, der wohl nur deshalb verbrecherisch war, weil die westdeutschen Schleuser die DDR-Devisenbehörden nicht

zu 100 % an ihrem Gewinn beteiligten. Denn die geschmuggelte Ware Mensch war uneingeschränktes Eigentum der DDR und wurde sorgsam in den Warenmateriallagern Bautzen II, Hoheneck und Zuchthaus Brandenburg an der Havel gehortet. Der offizielle Menschenhandel war ein Millionen-Geschäft, die paar Schleusungen dagegen Peanuts. Aber wenn's nicht mit einem echten Stempel abgesegnet ist, dann ist das halt eine antikommunistische Schurkerei.

So ist das nun auch mit der Überwachung am Arbeitsplatz. Versteckte Überwachung darf es nicht mehr geben. Angekündigte und ausgewiesene dagegen schon. Denn Überwachung muss sein! Es war ja schließlich nicht alles schlecht in der DDR! All die Unternehmer, die tagtäglich befürchten müssen, von ihren raffgierigen und diebischen Arbeitnehmern um alles bestohlen zu werden, um was sie diese jahrelang legal geprellt hatten, müssen im Namen der internationalen Wettbewerbsfähigkeit geschützt werden!

In einem Punkt aber handelt die Bundesregierung inkonsequent: Waren die Generäle der Staatssicherheit ebenfalls Zielobjekte der Überwachung und das nicht zu knapp, beschränkt man sich im modernen Deutschland nur auf die Überwachung der kleinen Leute. Das von Onkel Wolfgang vielfach beschworene Erdbeben gäbe es schon – nämlich dann, wenn ein Discounter - Regionalleiter eine solche Kamera plötzlich in seinem Büro entdeckte! Die Adressierung der Überwachung ist im neuen, demokratischen, von Bespitzelung und Unfreiheit befreiten Deutschland nur den Proleten vorbehalten, quasi den Onkel Wolfgangs dieser Republik. Und die – kuschen! Sie halten das Maul, wie es seinerzeit ihre Brüder und Schwestern vierzig Jahre lang in der Zone taten, und wie sie es selbst für ratsam fanden, sobald sie ihren Brüder und Schwestern in der Zone besuchten. Michel ist und bleibt ein Idiot, an dem nur eines unter seiner feigen Zipfelmütze groß ist – das Maul und der leere Raum dahinter!

BILD zum 60sten!

Sehr geehrte Damen und Herren,

leider versäumte ich es, mich schriftlich gegen den Einwurf Ihres Blattes anlässlich Ihres 60. Jubiläums zu verwalten. Wie Sie bereits meinem Duktus entnehmen können, gehöre ich schwerlich Ihrer Zielgruppe an. Daher bitte ich Sie eindringlichst, inskünftig von derlei Aktionen in meinem Falle abzugehen. Ich bedaure die sinnlose Vernichtung von ungezählten Ster und Klaftern Holzes, denn wer immer sich in meinem Bekanntenkreise zu Ihrem Einwurf äußerte, erklärte mir mit einem wütenden Ausdruck im Gesicht, er oder sie habe das Blatt mit spitzen Fingern sofort in den Abfall gefeuert. (In meinem Falle war das zugegebenermaßen ebenfalls der Fall - nehmen Sie's nicht persönlich.) Sie haben den überwiegenden Teil der deutschen Bevölkerung als Konsumenten sicher - aber sehen Sie es mir nach, dass ich mich von dieser Fraktion aus Gründen der persönlichen Selbstachtung vehement distanzieren. Im Übrigen spreche ich Ihren Redakteurs meine Hochachtung aus. Besser als sie hat es kein Kollege begriffen, wie man das bildungs- und kulturresistente Volk dazu bewegt, jeden Morgen seine Groschen aus der Tasche zu kramen. Ich bewundere wohlgerne die Kunst, nicht das Resultat. Daher bitte ich Sie noch einmal, mich nicht mehr zu kompromittieren, indem eine BILD aus meinem Briefkasten lugt.

Ich danke für Ihr Verständnis

Ihr ergebener Bajun

Bild schrieb reotur:

Sehr geehrter Bajun,

vielen Dank für Ihre Meinung zu unserer Aktion „BILD für Alle“.

Wir bedauern, dass wir Sie nicht von unserer Aktion überzeugen konnten. Wir danken an dieser Stelle erneut für Ihr offenes Feedback.

Mit freundlichen Grüßen

Axel Springer AG

Axel-Springer-Str. 65

10888 Berlin

Axel Springer AG, Sitz Berlin, Amtsgericht Charlottenburg, HRB 4998 Vorsitzender des Aufsichtsrats: Dr. Giuseppe Vita Vorstand: Dr. Mathias Döpfner (Vorsitzender) Jan Bayer, Ralph Büchi, Lothar Lanz, Dr. Andreas Wiele

Hat BILD mein Schreiben gelesen? Eher nicht, oder? „Sehr geehrter Bajun?“ Ich müsste mit BILD Bruderschaft gesoffen und gemeinsam Schweine gehütet haben, dass ich ihnen gegenüber auf die Anrede „Herr“ verzichtete. Das sieht mächtig nach einem Automatismus aus. Na, üben wir uns in Milde! BILD muss wohl auf Millionen gleichgearteter Beschwerden antworten. Das kann auch so ein großes Haus wie der Axel-Springer-Verlag nicht so ohne weiteres leisten.

Was ist denn BILD? Diese Gazette ist ein Panzer, eine gewaltige Waffe, die von einigen wenigen Schlaun gegen den Rest der oberen Zehntausend scharf gehalten und dann und wann abgefeuert wird. Der Panzer besteht aus der Masse des Pöbels, der von den Bildredakteuren gesteuert wird, wie ein Kapitän und seine Brücke-Crew einen Ozeantanker steuert. BILD ist das täglich ausgestellte Armutszeugnis der deutschen Nation, deren große Masse des Volkes der Bildung und Kultur abgeschworen und sich nunmehr schamlos in ihren primitiven Instinkten suhlt. BILD ist der verlängerte Stammtisch. BILD ist der Offenbarungseid einer einstigen Kulturnation, deren Vertreter sich zu Tode geschämt hätten, wären sie mit diesem Blatte unter dem Arm gesehen worden.

Soll der Landbote BILD gratulieren? Oder sollen wir eine geruhsame Rente wünschen? Nein, weder das eine noch das andere: Wir wünschen dem deutschen Michel „gute Besserung!“

Brunnen lässt Göttin alt aussehen

Stefan Dalitz legt frühdeutschen Kastenbrunnen frei

Michael L. Hübner

Vielleicht steht im Dienstkalender des Brandenburger Archäologen Stefan Dalitz unter dem Datum des 27. November „Weihnachten“. Was nämlich der versierte Ausgräber an diesem Tage in der Göttiner Dorfstraße 11 freilegte, war ein wahres Geschenkpaket mit Überraschungsfaktor: Im Bodenaushub für ein geplantes Haus fand sich ein Kastenbrunnen mit Eichenbohlen aus der Frühzeit der deutschen Besiedlung. Aufgrund der Begleitfunde in der etwa 5 Meter im Durchmesser fassenden Baugrube des Brunnens datierte Dalitz die Entstehungszeit der Anlage vorsichtig in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sollten dendrochronologische Untersuchungen

der Brunnenhölzer diesen Befund stützen, wäre das für Göttin ein Grund, die Sektkorken knallen zu lassen. Denn dieser Umstand spräche dafür, dass das Dorf weitaus älter ist, als es die urkundliche Ersterwähnung von 1304 belegt. Um dem sensationellen Charakter des Fundes noch eins draufzusetzen, erwies sich, dass die Schalungspfosten des Bauwerks höchstwahrscheinlich bereits in Häusern und Hütten Verwendung gefunden hatten, die noch vor der Brunnenanlage baufällig geworden waren. „Das führt uns dann noch einmal eine Häusergeneration weiter zurück in die Vergangenheit“, so Dalitz. Man nähert sich also dem Zeitpunkt der großen Kolonisationswellen von Westen, die hauptsächlich vom Magdeburger Erzbischof Wichmann organisiert wurden. Ging man landläufig davon aus, Göttin sei eine deutsche Gründung gewesen, so beginnt dieses Bild nun zu wackeln: Bronzezeitliche und slawische Artefakte belegen, dass zumindest dieser Uferanschnitt des



Abb. 1 Stefan Dalitz legt den frühdeutschen Brunnen in Göttin frei.

Breiten Bruchs schon lange vor der Ankunft der Kolonisten aus dem Westen als Wohnstätte begehrt war. Doch außer dem Fund eines Töpferofens von 1177 in Sichtweite zu dem entdeckten Brunnen war das mittelalterliche Göttin einfach nicht zu fassen, wie Dalitz erläuterte. Allein die Anlage des Dorfes spricht für eine deutsche Ansiedlung einer schon bestehenden Ortschaft und gegen einen Dorfgrundriss vom Reißbrett mit ausgewogener Parzellierung, wie ihn die alten Lokatoren gerne in Anwendung brachten.

„An dieser Stelle hätten wir in unseren kühnsten Träumen keinen Brunnen vermutet“, freut sich der übers ganze Gesicht strahlende Archäologe. Der nahe Uferbereich zum Bruch mit seinem brackigen Morastwasser wäre denkbar ungünstig zur Wasserentnahme gewesen. Die Alten aber waren grandiose Spezialisten, die sich mit der Geologie und den Grundwasserhältnissen ihrer prospektiven Siedlungsflächen genauestens auskannten. Da Göttin sich über einem Lehmkegel erhebt, war dies so ziemlich die einzige Stelle, an der man ohne Tiefengrabung an sauberes Wasser kam. Anderthalb Meter nur senkte sich die Brunnensohle damals unter das fußläufige Niveau. Eine natürliche Kalkschwelle sorgt für zwei getrennte Wasserspeisungen – die des Bruchs und eben die des Brunnens. Keine Vermischungen. Immer klares Wasser – der Brunnen arbeitet noch heute, zur Freude und zum Leidwesen des Archäologen. Dalitz steht im eisigen Wasser und weist begeistert auf die Schicht zu seinen Füßen: „Selbst an ein Reinigungsfilter hatten die Alten gedacht. Eine Schicht Reisig, bedeckt durch eine Schicht Feldsteine, sorgte dafür, dass das nach dem Schöpfen aufsprudelnde Folgewasser klar und unverdreckt an die Oberfläche trat. Während seiner Entstehung hatten die Erbauer allerdings mit vielen Widrigkeiten zu kämpfen, wie die Schwemmsandmuster in der Brunnenbaugrube beweisen.“ Gleich nebenan fand sich ein Flöz von Raseneisenerz. Auch das wird den Altvorderen sicher nicht entgangen sein, so dass in diesem Bereich noch mit mancher archäologischer Überraschung gerechnet werden darf. Nun wird gegraben, kartiert, geborgen, ausgewertet, aufgearbeitet. Wenn Stefan Dalitz beim



Abb. 2 Häuslebauerein Bettina Müller darf noch mal eine in „ihrem“ Brunnen ergrabene slawische Scherbe in der Hand halten, bevor das Artefakt ins Museum kommt.

alljährlichen archäologischen Jahresrückblick am 17. Januar 2013 seine Ergebnisse im Paulikloster vortragen wird, sollte man sich beizeiten einfinden. Könnte sein, halb Göttin stürmt die Dominikaner-Priorei. Denn dass das eigene Dorf quasi über Nacht mal so eben einhundertfünfzig Jahre älter wird, passiert ja auch nicht alle Tage!

Die Furien sind los!

oder die langen Schatten des Potsdamer Skandalspiels

J. -F. S. Lemarcou

Frauen an die Macht? Der Landbote war immer ein Verfechter des Patriarchats. Das Patriarchat hatte in den letzten fünftausend Jahren Zivilisationsgeschichte bitterlich versagt. Doch wieviel Naivität steckt hinter einem Wunschdenken, das auf einen Wechsel abzielt? Wohin soll gewechselt werden? Zur Debatte steht ein Terrain, an das die Erinnerungen über zweihundert Generationen hinweg verblasst sind. Polytheistische Religionen vergangener Jahrtausende bewahrten noch einen Rest an das Regiment der Mütter. Demeter, Artemis, Ishtar und Astarte... sie waren der verklingende Nachhall einer untergegangenen Epoche, die nach Jahrhunderttausenden zählte.

Das Hegemonialstreben der wild gewordenen Männchen, die durch hunderte Generationen von Frauen auf Aggression und Expansionsdrang gezüchtet worden waren, nahm im zwanzigsten Jahrhundert weltbedrohende Züge an. Die westlichen Zivilisationen begannen sich nach dem Zweiten Weltkriege ganz langsam ihren epochalen Versagens bewusst zu werden und im Zuge dessen noch viel langsamer umzudenken. Plötzlich begann sich zunächst einmal der Emanzipationsgedanke von der Straße her als en vogue zu präsentieren. Frauen griffen ihn auf und die von ihnen gezüchteten Männchen an. Alice Schwarzer wurde das Symbol des entfesselten Befreiungsschlages, der wie jede aus drangvoller Not geborene Revolution, als erstes weit über das Ziel hinaus schoss. Im Dritten Reich und in der DDR wurde die Aufwertung der Frau lediglich aus ökonomischen Gründen ideologisiert. Gleichzeitig versicherte man sich des Nachwuchses, den man frühzeitig der Fürsorge des unsicheren Weibes entzog um auf diese Weise um so wirkungsvoller die eigenen Ideen in den jungen Hirne verankern zu können. Doch auch bei den gemäßigten Kräften näherte man sich immer mehr der Idee, Mann und Frau gleichzustellen – und sei es auch nur über idiotische Quotenregelungen, die genau genommen nichts anderes sind, als Bankrotterklärungen von Systemen, die nicht in der Lage sind, solche Probleme natürlich und mit dem Herzen zu regeln. Wer nicht will, muss eben administriert werden!

Der Preußische Landbote sah diesem Treiben eine Weile kopfschüttelnd zu und jubelte derweil für Turbine Potsdam, die stärkste Frauenfußballmannschaft, die in der Mark bekannt war.

Man kann es nachlesen: Jeder Sieg der Frauen in großen Länderturnieren wurde vom Landboten beinahe frenetisch bejubelt. Da waren ein paar Mädchen, die eine der am hartnäckigsten verteidigten Männerbastionen im Sturm erobert hatten und sich dort anfänglich besser eingerichtet hatten, als ihre männlichen Sportskameraden der Gegenwart. Diese Ersatzkriege auf dem Rasen schienen zumindest bei den Frauen keine Rolle mehr zu spielen. Das maskuline „Lieber tot als Zweiter!“ wurde von echten Sportlerinnen mit dem Geist der Fairness ad absurdum geführt.

Das alles galt bis zum 30. September. Dann traf der FSK Frankfurt/Oder auf Turbine Potsdam und was da gezeigt wurde, war spielerisch und sportlich so abwegig, dass man getrost sagen kann: Der Frauenfußball ist bei den holzenden Barbaren angekommen. Diese Berskerinnen agierten brutal und verbissen gegeneinander, verletzten sich gegenseitig schwer, die am Boden liegenden Sportlerinnen wurden von den Fans der gegnerischen Mannschaft verhöhnt. Man hätte nach den ersten Verletzungen aus Respekt vor den Opfern das Spiel kalt abbrechen können, in dem man sich die Bälle nur noch zugeschoben hätte. Doch das kam für die Amazonen nicht in Frage. Feige und ehrlos drangen die Frankfurterinnen, die sich mit Gewalt ihrer Gegnerinnen entledigt hatten, auf die Turbine-Frauen ein und erzwangen gegen die Potsdamer Unterzahl das 2:1. Pfui Teufel!

Sind die Frauen jetzt auch schon von horrenden Werbeverträgen korrumpiert? Spielen sie jetzt auch auf dem Rasen Krieg, statt sich im sportlichen Wettkampf zu messen? Es widert uns an.

Die Fußballerinnen haben in der preußischen Residenz nicht nur ihrem Sport und vor allem ihrem Sieg über den zum hässlichen Gebalge pervertierten Männerfußball in den Dreck getreten. Sie haben einen Mythos zerstört. Es ist der von den Feministinnen phantasierte Mythos von der Frau als dem besseren Menschen, der Frau als Bewahrerin der Schöpfung, der Frau als dem vermittelnden, zuhörenden, ausgleichenden und sanfteren Geschöpf, sozial kompetent und kompatibel. Nein, in Potsdam gaben sie Dr. Oskar Panizza recht: „Eine Frau interessiert sich immer nur für sich - und ihr sollt nur in irgend einer Form, durch euren Leib, durch euren Geist mithelfen, dieses Interesse für sie zur Entfaltung zu bringen...“ (originale Schreibweise des Zitats Anm. Lemarcou).

Wir aber sind abgrundtief enttäuscht. Denn – wer soll's jetzt noch richten?

Die Mörder sind unter uns

Klinikum versagt bei der Aufsicht über heranwachsende Schwerstkriminelle

Don M. Barbargria

Drei zehnjährige Insassen der Asklepios-Klinik Brandenburg an der Havel für Psychiatrie und Neurologie verschaffen sich Eintritt in den Streichelzoo der Klinik, randalieren und quälen eine Laufente und einen Nymphensittich bestialisch zu Tode. Die Kriminalpolizei nimmt die Ermittlungen auf und verkündet bereits im Vorfeld, dass die Sache ausginge, wie das Hornberger Schießen: Die Staatsanwaltschaft werde das Verfahren aufgrund der „Strafunmündigkeit“ der Höllenbrut zwangsläufig

einstellen, sobald sie es auf dem Tische habe. Dieses Verbrechen, das von einem ortsansässigen Fernsehmoderator verniedlichend als „unsittlich“ eingestuft wird, wirft ein deutliches Licht auf das kriminelle Potential von drei als Kindern getarnten Dämonen. Dass diese Lumpen cerebral schwerst geschädigt sein müssen, erhellt bereits aus ihrem Aufenthalt in einer entsprechenden Fachklinik. Der gesamte Vorgang jedoch wirft mehrere schwer wiegende Fragen auf. So zum Beispiel diese:

Wie stellt sich die unter dem dekadenten Eindruck ihres Wohlstands verweichlichte deutsche Gesellschaft nicht nur zu ihren Kriminellen, sondern – und das ist der wesentliche Punkt – zum kriminellen Nachwuchs? Es ist doch völlig klar, dass derart sadistische Heranwachsende nur noch weitere sieben bis zehn Jahre benötigen, um ihrerseits Kindern, die heute noch in der Wiege liegen, aufzulauern und sie dann, so wie die arme Ente, zur Befriedigung ihrer pathologischen Triebe ermorden. Dass ein Kollektiv hoch bezahlter und im proportionalen Verhältnis zu ihren Gehältern überforderter Psychiater und Psychologen dieses entstehende Problem nicht wird steuern können, bedarf an dieser Stelle wohl keiner näheren Ausführung. Auf seinen Kern reduziert, bleibt die einzige Schlussfolgerung, dass die Gesellschaft sich mit ihren Steuergeldern ihre Mörder von morgen heranzüchtet. Kann das die Konsequenz aus einem humanistischen Gesellschaftsbild sein?

Bedeutet im oben geschilderten Falle das Wort „Humanismus“, dass man den Tod von unschuldigen und wehrlosen Kreaturen lapidar billigend in Kauf nimmt, nur weil man den Tieren in größenwahnsinnigem, anthropozentrischem Irrsinn die Gleichwertigkeit zur Spezies homo sapiens abspricht? Bedeutet es fernerhin, dass man den Tod eines heute geborenen Mädchens oder Knaben de facto akzeptiert, weil dieser möglicherweise erst in acht oder zehn Jahren stattfinden wird und in seiner Spekulativität keineswegs sicher zu prognostizieren ist, nur um die Existenz solcher sozial inkompatiblen Bastarde zu schonen? Wir waren zu keinem Zeitpunkt Freunde der DDR unseligen Angedenkens oder der gegenwärtigen U. S. A. Wie die aber eine solche Tat bewerteten und im Falle der Vereinigten Staaten heute noch beurteilen, das findet unsere ungeteilte Zustimmung.

In der DDR hätte es einen Fahnenappell vor versammelter Mannschaft gegeben und das Pack wäre mit deutlichen Worten als das dargestellt worden, was es zweifelsohne ist: als widerlicher Abschaum! Man hätte ein Auge auf die Kanaille gehabt und die wäre beim nächsten Fehltritt unweigerlich in den Jugendwerkhof eingefahren. Dessen Pendant jenseits des Atlantiks, die sogenannten Boot-Camps, stehen dem in nichts nach. Kindliche Seelen werden dort gebrochen? Genau das ist Sinn und Zweck der Angelegenheit. So, wie der Chirurg missratene Knochen mitunter noch einmal unter klinischen Bedingungen brechen muss, um ihnen die Chance zu geben, funktional zu verheilen, so muss man die deformierte Natur dieses Gezüchtetes aus ihren kranken Schädeln herausbekommen. Erweist sich das als nicht möglich, so sind Mensch und Kreatur dauerhaft vor diesen rohen Naturen zu schützen! Die Mehrzahl der Bevölkerung ist der teuren, von ihr bezahlten Kuschelpädagogik und Erlebnispsychiatrie überdrüssig. Verantwortliche solcher Konzepte sollen sich darüber im Klaren sein, dass auch ihnen anzulasten ist, wenn immer mehr Deutsche trotz fürchterlichster Erfahrung in der Vergangenheit mehr und mehr nach rechts außen driften und wieder in die braune Falle tappen. Eine abgehobene, nicht mehr nachvollziehbare, sich unsagbar reif, humanistisch und progressiv dünkende Psychoexperimentalkultur findet keine Akzeptanz mehr. Jene, die hartes Durchgreifen im Falle der Machtergreifung proklamieren, obschon sie selbst die größten Verbrecher sind, finden daher mehr und mehr Gehör. Was wir vorschlagen? Wenn einer kleinen Laufente die Flügel ausgerissen werden, so dass sie unter erbärmlichen Schmerzen ihr einziges Leben aufgeben muss, dann muss das mehrere Folgen haben. Das gehobene medizinische Personal,

das von seinem Aufenthaltsbestimmungsrecht über die seiner Obhut übergebenen Jung-Kriminellen nur unzureichend Gebrauch gemacht hat, trägt die volle Verantwortung für den Tod der beiden Vögel. Das muss hart und dauerhaft spürbare disziplinarische Konsequenzen zeitigen! Die Satansbrut selbst möge in einem reaktivierten Torgau einfahren und dort bei Wasser und Brot derart auf Trab gehalten werden, dass ihnen keine Sekunde am Tage mehr bleibt, das Wort Langeweile überhaupt zu buchstabieren. Wenn sie Torgau eines Tages als harmlose, blöde lächelnde Kretins verlassen, die ihren Unterhalt gerade eben noch mit Handlangerdiensten bestreiten, soll uns das nicht weiter bekümmern. Wir lehnen es kategorisch ab, das Leben einer Kreatur, die Gottes Wort erfüllt, geringer einzuschätzen, als das von drei zehnjährigen psychopathischen Raubaffen, die schon in diesem zarten Alter ihren Schöpfer verhöhnen, obgleich sie ihn nicht einmal kennen. Aus dieser Überlegung speist sich unsere Forderung, endlich die Samthandschuhe dorthin zu werfen, wo sie seit langem hingehören: in die Mülltonne! Stattdessen möge man die stählernen Zangen herausholen und dem asozialen Gesindel in einer Sprache die Grenzen aufzeigen, die auch von einem debilen Verstand begriffen wird.

Natürlich wird die Gesellschaft, wie sie heute beschaffen ist, ein solches Ansinnen nicht einmal hypothetisch in Erwägung ziehen. Es ist nur bedauerlich, dass die solch aberwitziger Gefühlsduselei entspringenden Wahnideen stets von Unschuldigen ausbadet werden müssen. Sollte es jedoch einmal die Verantwortlichen von heute in eigener Person treffen, sollten also die Hunde einmal die eigenen Herren beißen, so wird sich unser Mitgefühl in engen Grenzen halten. Wir würden darin den göttlichen Ausgleich sehen, ein Stück unverbogener Gerechtigkeit. Gerechtigkeit, auf die auch eine kleine Laufente und ein Nymphensittich vollen Anspruch besitzen.

Dienstfahrtenbuch - schriftlich zu führen?

Von: Kotofeij K. Bajun [mailto:preussischer-landbote@t-online.de]

Gesendet: Freitag, 23. November 2012 13:39

An: Presse

Betreff: handschriftliches Fahrtenbuch/ Presseanfrage Preußischer Landbote

Sehr geehrte Damen und Herren,

in einer Leserbriefanfrage eines selbständigen Unternehmers (Computerreparatur-Branche) wurde uns die Frage vorgelegt, warum um alles in der Welt die Finanzämter auf einem handschriftlich geführten Fahrtenbuch für Firmenfahrzeuge, resp. KFZ bestehen, welche teils dienstlich, teils privat geführt werden.

Dieses Ansinnen seitens der Behörde sei schon vor dem Hintergrund unverständlich, da sich auch in der Behördenlandschaft alles den Erfordernissen der digitalen Revolution anpasse. Einem Computerfachmann stoße dieses Faktum also besonders sauer auf. Nun konnten wir darauf nichts erwidern und auch die von uns zu diesem Thema befragten Fachleute zeigten sich ratlos.

Daher bitten wir Sie um eine entsprechende Erläuterung.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Michael L. Hübner

Sehr geehrter Herr Hübner,

bei der Führung eines Fahrtenbuches gibt es keine Verwaltungsregelung, nach der ein handschriftliches Führen vorgeschrieben oder die Verwendung eines elektronischen Fahrtenbuches untersagt wird. Der gesetzlich nicht weiter bestimmte Begriff des ordnungsgemäßen Fahrtenbuches ist durch die Rechtsprechung des Bundesfinanzhofs (BFH) präzisiert. Ein ordnungsgemäßes Fahrtenbuch muss u. a. zeitnah und in geschlossener Form geführt werden, um so nachträgliche Einfügungen oder Änderungen auszuschließen oder als solche erkennbar zu machen. Wird dies programmtechnisch bei der Verwendung elektronischer Fahrtenbücher gewährleistet, sind sie – bei Erfüllung der weiteren Anforderungen – grundsätzlich steuerlich anzuerkennen.

Mit den besten Grüßen,

Silke Bruns

Silke Bruns

Pressesprecherin

Bundesministerium der Finanzen

030/18 682-2010

silke.brunsbm@bmf.bund.de

Dumm und Dummer

Schwachsinniger verschandelt Hinweistafeln

Für kluge Köpfe ist diese Informationstafel eine Bereicherung.

für Doppelnutzen eine Plaktierungsgelegenheit für ihre Blödheit.



Abb. 3

J.-F. S. Lemarcou

Besser als dieser Schwachkopf aus dem Norden hätte man es nicht formulieren können. Da gibt es im schönen Bad Schwartau, einer Randgemeinde der Hansestadt Lübeck einen Park, der seinesgleichen sucht. Riesebusch heißt der zauberhafte Hain und in seiner Mitte, hoch über der Schwartau liegt eine alte Burg. Na ja, man sollte jetzt nicht gleich an Falkenstein oder die Wartburg, Burg Eisenhardt oder die Bischofsfeste von Zicken-Tirol denken – es sind nur ein paar Erdwälle aus dem letzten Jahrhundert. Alles überwuchert. Herrlich bricht sich das Licht in den Kronen der Buchen, die alles überwuchert haben. Zwei Schilder weisen – schön

und ausdrucksstark gefertigt – auf das archäologische Bodendenkmal hin. Hintergrundinformationen bringen Licht ins Dunkel längst vergangener Tage. Geschichte wird lebendig. Wird sie das? Da steht auf dem südlichen Schild mit ungelinker Schmierfinkenhand über den Erklärungstext gekraket: „Fick dich Geschte!“ Wer ist Geschte? Wer soll sich ficken? Also – bringen wir mal etwas Licht in das Dunkel, das in der hohlen Nuss des Schmierfinken herrscht. Gemeint ist natürlich die „Geschichte“, die das zum Geschlechtsverkehr mit sich selbst aufgefordert wird. Die Indizien häufen sich: Der Schreiber dieser sinnigen Aufforderung ist ein Idiot im klassischen Sinne des Wortes. Mit dem IQ seines Pausenbrottes behaftet, verflucht er ein Lehrfach, dessen Inhalte zu verstehen ihm genauso schwer fällt wie die des Faches Deutsch. Er verflucht diesen Umstand, außerstande dessen Ursachen bei sich selbst zu suchen – dann würde er ja die Maßgaben an die Begrifflichkeit der Idiotie schon nicht mehr erfüllen. Statt dessen verdammt er das ihn peinigende Fach. Der Idi versteht auch nicht, warum man ihn mit so etwas Sinnlosem wie Geschichte behelligt. Er will in Malle in der Sonne braten, saufen und Weiber klarmachen, die notgedrungen genauso unterbelichtet sind wie er. Seine Sprache beschränke sich auf eine Gegrünze und Gestöhne, das weder Syntax noch Grammatik kennt. Mit „Eh, Alter, Mann eh, fick dich!“ ist dieser Sprachschatz bereits hinreichend beschrieben.

Einem solchen Einzeller die philosophische Überlegung im Vorfeld abzuverlangen, das Geschichte zwar durchaus lebendig vermittelt werden kann, streng genommen jedoch zwar ein dynamisches, keineswegs aber lebendiges Gebilde ist, das sich demzufolge auch nicht fortpflanzen und ergo also auch nicht ficken kann – das wäre hart an der Realität vorbeigerudert. Dass er nun ausgerechnet an dem Wort „Geschichte“ die zentrale Buchstabenfolge „ich“ ignoriert, ist schon beinahe auf Freud'sche Weise bezeichnend. Der asoziale Sprallo hat keinen Bezug zu seiner Vergangenheit und daraus folgend auch nicht zu sich selbst. Denn wer nicht weiß wo er herkommt, der weiß in den seltensten Fällen, wer er ist.

Es bleibt die Frage, warum diese kleine Kanaille, wenn sie schon die eigene Prunz-Dummheit öffentlichkeitswirksam plakatieren muss, sich nicht selbst mit einem Edding auf die Stirne schreibt: Ich bin doof! Das wäre doch hinreichend. Warum ein Hinweisschild versauen, von dem intelligente und wissensdurstige Zeitgenossen Informationen darüber beziehen wollen, was sich einst an dieser Stelle befand?

Es ist eine Art „territorial pissing“, ein Reviermarkierungsgehebe. Leider fehlt die Unterschrift, die dem Besitzanspruch eine rechtskonforme Note verleihe: Hier ist das Königreich der menschlichen Dummheit! Aber das brauchts ja auch nicht. Bei einer solch mächtigen Herrscherin wie der Dame Stultitia erübrigt sich jedes herrschaftliche Attribut und Insignum.

An der Stelle der untergegangenen Wehranlage im Bad Schwartauer Riesebusch hoch über dem Flüsschen Schwartau wurde von einem anencephalen Dummbratzen eine neue Festung errichtet, unsichtbar doch präsent: Die Festung der Blödheit! Doch mit der ist das so eine Sache. Versuchte man jahrhundertlang die militärischen Bastionen so zu gestalten, dass der Feind nicht eindringen konnte, so ist es in diesem Falle unsere Aufgabe dieses Prinzip umzukehren. Der Feind sitzt bereits darinnen und wir müssen zusehen, dass sich seine permanenten ausbruchsversuche wenigstens in erträglichen Grenzen halten. Bei dem Blödian vom Riesebusch ist Hopfen und Malz verloren. Es ist Gott vorzuwerfen, dass er diesen Vollpfosten nicht als Rindvieh hat auf die Welt kommen lassen und statt seiner einem der gequälten, unschuldigen Hornträger ermöglicht hätte, das Leben in menschlicher Gestalt mitzuprägen. Aber Gottes Wege sind eben unerforschlich.

Es ist ein Idiot vom Himmel gefallen

Felix Baumgartner verbrennt Millionen mit Wahnsinn

Scholcher M. Druckepennig

Was für ein Idiot! Und die Welt feiert ihn! Das lässt Schlüsse zu auf den Geisteszustand der Menschheit. Da stürzt sich ein Österreicher von so ziemlich allem in die Tiefe, von dem sich so herunterstürzen lässt: Häuser, Brücken, Fernsehtürme, Klippen, Felsen... Nun gut. Sein Vergnügen. Der Fallschirmspringerei stehen auch wir wohlwollend gegenüber. Warum man aber Kopf und Kragen riskieren muss, indem man von Klippen, Bauwerken, Brücken und Fernsehtürmen herunterhopst, das haben wir noch nie so recht verstanden. Sei's drum. Soll jeder mit seinem Leben anfangen, was er will. Nun aber sprang Felix Baumgartner aus einer Höhe von beinahe vierzig Kilometern in die Tiefe. In einen Skaphander gehüllt, der uns schon eine Vorstellung von den Gesamtkosten des Unternehmens gibt, raste er der Erde zu.

Sogar die Schallmauer durchbrach er, sprang von der größten diesbezüglich je gemessenen Höhe ab, fiel länger als jeder andere Mensch, der bislang auf diesem Planeten lebte und hat wahrscheinlich auch den längsten... Na, was kleine Jungs eben so miteinander vergleichen, wenn sie Probleme mit sich haben. Eine 345er Porsche-Bereifung lockt ja heute keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor – das muss schon etwas Besonderes sein. Soll ja auch, soll ja auch...

Nein, verdammt noch mal! Soll es nicht! Das Unterfangen hat geschätzt 50 Millionen Dollar gekostet! Ob das nun des Irren Privatschatulle gewesen wäre, oder ob Red Bull die Sache sponserte, die ja angeblich Flügel verleihen – das ganze ist nicht nur törichtes Narrenwerk, das zu nichts brauchbarem nutze ist, es ist auch kriminell. „Aber wieso denn?“, werden sie fragen. „Er hat dieses Geld doch niemandem gestohlen und auch Red Bull bezahlte es brav aus seiner Portokasse.“

Irrtum – sie haben es den armen Teufel gestohlen, die in Afrika am Verrecken sind, die in Lateinamerika mit ihren Familien auf den Müllhalden der großen Städte wohnen und dort schufteten um nur am Leben zu bleiben. Sie haben es der nubischen Mutter gestohlen, die apathisch im Sand der Sahelzone sitzt, ihren Säugling mit einem riesigen Hungerödem im Arm hält, beide zu schwach, sich die Fliegen aus den Augen zu wischen, die Brüste der Mutter zwei leere Schläuche! Sie haben es der vierzehnjährigen Pakistanerin gestohlen, die sich im Taliban-Gebiet für die Schulbildung von Mädchen einsetzte und dafür von den islamistischen Höllenhunden schwer verletzt wurde. Für all diese Leute wären 50 Millionen Dollar die Erlösung aus unbeschreiblichem Elend.

Hätte Red Bull das Geld aufgewendet, um die Taliban zu vernichten und dem Geist der afghanischen und pakistanischen Mädchen in Form von Schulen, Lehrmaterial und Lehrern Flügel zu verleihen – das hätte einen Sinn gehabt. Einen Menschen aber aus vierzig Kilometer Höhe herunterfallen zu lassen – das war völlig sinnlos. Das war dekadente Büberei!

Unserer Ansicht zufolge ist Baumgartner nicht nur ein Idiot, alle, die ihm bei diesem Irrsinn halfen sind nach allen von uns anerkannten moralisch-ethischen Kriterien ausgemachte Schweinehunde. Sie sind nicht besser als die Taliban – nur anders. Denn ob ich nun kleine Mädchen erschrecke und verstümmele oder ob ich vorhandenes Geld am weiten Himmel verbrenne wie bei einem Silvesterfeuerwerk – beides hat zur Folge, dass die Mädchen nichts lernen können, dass der Müllmalocher nicht von seiner Halde kommt, dass der äthiopische

Säugling in den Armen seiner Mutter verlischt. Gottes Gerechtigkeit ist eine andere als unsere. Sonst könnte man damit rechnen, dass demnächst ein Stein aus dem All von der Größe der Schneekoppe alle Rekorde des Felix Baumgartner einstellt: Höhe, Geschwindigkeit, Aufprallwucht... Und wenn er dann noch zielgenau auf dem Gelände der Firmenzentrale von einem gewissen Getränkekonzern landete, dann wären wir zumindest schon wieder ein Stück weit mit dieser irren Welt versöhnt.

Greencard für den Tod

Erneutes Massaker in Amerika erschüttert die Welt

Die U. S. A. sind das Land, das den mörderischen Tod seiner kleinen Kinder eher in Kauf nimmt als auch nur einen Cent Verlust aus einem entgangenen Waffengeschäft zu riskieren. Warum sind solche Schulmassaker ausschließlich aus den Vereinigten Staaten von Amerika und seinem After-Vasallen Deutschland bekannt? Zwei enorm reiche Länder... Diese Nachrichten erreichen uns nicht aus England, Frankreich, Schweden, Italien... aber auch nicht aus den Townships, den Slums von Nairobi und Sao Paulo, Dajkarta oder Mexico. Warum nur aus den USA und Deutschland? Warum?

Scholcher M. Druckepennig

Für einige Amerikaner im Staate Connecticut ging nun die düstere Prophezeiung in Erfüllung, die man irrigerweise aus dem Kalenderwechsel der Maya ableitet. Der Weltuntergang wurde für sie grausige Realität. Wie anders als einen Weltuntergang kann man das bezeichnen, wenn das eigene Kind nicht aus der Schule heimkehrt sondern in der Leichenhalle identifiziert werden muss? Ein Amokschütze löschte das Leben vieler Kinder aus, die nach Präsident Obamas Worten das Leben noch vor sich gehabt hätten. All die Massaker, die in den U.S.A. bislang stattfanden, haben zu keinem Umdenken im Lande der Waffenfanatiker geführt. Nicht Gott ist in „Seinem eigenen Land“ allmächtig – die Waffenlobby, die NRA, ist es. Ein geistesgestörter Mann radiert mit den Waffen seiner Mutter, die er vorher getötet hatte, Kinder aus, die für ihn keine Bedrohung gewesen sein können. Denn das ist doch das ewig tönende Argument der Waffen liebenden Amerikaner, mit dem sie ihr Recht auf freien Waffenbesitz verteidigen: Man muss sich doch verteidigen können! Diesmal traf es die WASPS, die White Anglosaxon Protestants, die reiche, elitäre Oberschicht; nicht irgendeine Problemschule in einem farbigen Bezirk, in den sich nicht einmal mehr die Nationalgarde hinein traut. Es fällt schwer, noch in das Weltgeheul mit einzufallen. Zu oft schon überschwemmt exakt dieselben Dramen von Amerika her die Welt. Die Amerikaner wollen es einfach nicht anders. Columbine, Aurora – jetzt Newtown – sie wollen es nicht anders.

Und es sind nicht die Hells Angels, nicht durchgeknallte Ex-Marines oder Mafia-Killer, die in die Schulen einbrechen und Kinder abschlachten. Es sind die „normalen“ Kinder Amerikas, die mit ihren Neurosen nicht mehr fertig werden und regelmäßig andere Menschen im Rahmen eines erweiterten Suizids mit sich ins Verderben reißen.

Uns aber interessiert, wie der Rest der Welt diesen Terror bewerten wird. Klar ist, Amerika hat moralisch abgewirtschaftet! Die Muselmänner werden von der amerikanisch geführten westlichen Welt als die Bösen aufgebaut und plakatiert. Es liegt uns ferne, Taliban zu rechtfertigen, die kleinen Mädchen Säure ins Gesicht schütten, wenn diese sich mit Gedanken an ein selbstbestimmtes Leben tragen. Das sind verdammenswerte Söhne

der Hölle, die man zum Teufel zurück schicken soll, keine Frage! Aber es sind uns weder aus der islamischen, noch aus der russischen, chinesischen, lateinamerikanischen oder welcher Welt auch immer solche Verbrechen diesen Ausmaßes, regelrecht am Fließband begangen, überliefert. Das ist doch der Knackpunkt. Es sind Amerikas verpimpelte und verzogene Blagen, denen die Staatsraison ihres Heimatlandes ins faule Fleisch und ins verdorbene Blut übergegangen ist: „Everybody for himself!“ Es ist dieser hemmungslose, asoziale Egoismus, der sich bis in die Führungsetagen dieses Landes durchträgt, der dafür verantwortlich ist, dass regelmäßig gekränkte kleine Narzissens ihr mickriges Ego durch den Mord an Unschuldigen zu reparieren versuchen. Das ach so bibeltreue Amerika sollte baldmöglichst beginnen, darüber nachzudenken, ob es sich um ein mögliches Strafprogramm Gottes handeln könne, welches sich auf eigenes permanentes und halsstarriges Fehlverhalten zurückführt und in sich so logisch und schlüssig ist wie das Amen in der Kirche. Gott hat geboten: Du sollst nicht töten! Wofür dann aber Waffen herstellen, verkaufen, besitzen und benutzen – wo doch der einzige Zweck dieser Waffen im Töten besteht? Gott hat durch seinen Sohn verkünden lassen: Du sollst Deine Feinde lieben! Da ist keine Rede vom Waffenbesitz. Amerika spuckt auf Gottes Wort und heuchelt IHM tagtäglich die Ohren voll mit dem pseudofrommen Geplärre und dem Beharren auf den religiösen Mythen des Mittelalters. Auf SEINE Gebote aber pfeifen sie. Man kann mit den Kindern Mitleid haben. Man kann mit den Eltern Mitleid haben, die den Waffenunfug nicht mitgetragen haben. Dem Land Amerika gegenüber aber verbietet sich jegliches Mitgefühl. Es verdient nur Verachtung! Jeder, der diesem Lande noch eine Führungsrolle zubilligt und sich gegen seine Hegemonialansprüche nicht zur Wehr setzt, soll von Gott so verflucht sein, wie es die Amerikaner offensichtlich bereits sind! So spricht der Sohn des Herrn: Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen! Tja Amerika – in einem Punkt hast Du völlig recht: Es ist ganz sicher nicht alles Blödsinn, was in der Bibel steht!

Hoher Besuch in Wusterwitz

Frank-Walter Steinmeier auf Informationstour

Michael L. Hübner

Wusterwitz gehört zu seinem Wahlkreis und so besuchte der Westfale Frank-Walter Steinmeier das märkische Dorf, das einst eine Stadt gewesen war, um Land und Leute besser kennenzulernen. Die parlamentarische Sommerpause gewährte ihm den Platz im sonst übervollen



Abb.4 Frank-Walter Steinmeier, Amtsdirektorin Gudrun Liebener und Bürgermeister Ronald Melchert

Terminkalender. Gegründet wurde Wusterwitz bekanntlich 1191 von einem anderen deutschen Spitzenpolitiker von überragendem Format, dem Magdeburger Erzbischof Wichmann von Seeburg nämlich. Der Geistliche aus dem Fürstenhaus der Wettiner ist zwar eher dem christlich-konservativen Lager zuzuordnen – seine damalige Zielsetzung dürfte sich jedoch mit der seines sozialdemokratischen Politikerkollegen von heute weitgehend decken. Es geht darum, die Ressourcen des noch immer unterrepräsentierten ostelbischen Landes optimal zu nutzen und für die



Abb.5 In der im Küsterhaus untergebrachten Touristen-Information interessiert sich FWS besonders für das Leben der Angestellten.

Prosperität der Region umzusetzen. Daher besuchte der SPD-Fraktionschef zuallererst auch die junge Generation, in deren Händen die Gestaltung der Zukunft liegt. Schulleiter Gericke stellte seine Wilhelm-Götze-Schule vor, benannt nach dem Wusterwitzer Original, Puppenspieler und Holzschnitzer Wilhelm „Papa“ Götze. Dass ausgerechnet der Sohn von Bernd Lachmann (DIE LINKE) als einziger den SPD-Oberen erkannte und namentlich ansprach, beeindruckte nicht nur Amtsdirektorin Gudrun Liebener. Es ist anzunehmen, dass Lachmann jun. zu Hause ein profunde politische Bildung genießt.

Es folgte ein Abstecher ins Küsterhaus an der wunderschönen romanischen Dorfkirche, deren großzügige Dimensionierung noch nach Jahrhunderten vom ambitionierten Landesentwicklungsvorhaben Wichmanns kündigt. Die Damen und Herren vom Heimatverein führten Steinmeier in die kleine und liebevoll eingerichtete Heimatstube. Die Exponate dürften dem westfälischen Tischlersohn vertraut gewesen sein, insbesondere



Abb.6 Ein solches Bette im Parlament könnte über so manche dröge Sitzung hinweghelfen. Es hat auch einen Flucht-Schutz...



Abb. 7 Das kleinste Fahrrad von Paul Z'dun Doon fasziniert FWS.

die ausgestellte Hobelbank. Fasziniert aber war er von dem in jeden Diplomatenkoffer passenden Fahrrad Paul Joseph Z'duns.

Dass der mit Götze eng befreundete Fahrradartist das Veloziped, das eigentlich für einen Dreijährigen noch zu klein ist, wirklich fuhr, bewies ein Foto. Steinmeier staunte so sehr, dass er darüber aus dem Zeitplan rutschte. Amtsdirektorin Gudrun Liebener und Bürgermeister Ronald Melchert (CDU) konnten auf dem nachfolgenden Spaziergang an der Uferpromenade den ganzen Stolz der



Abb.8 Die Jüngsten vom Kindergarten „Schwanennest bereiten FWS in Wusterwitz den wohl herzlichsten Empfang.

Wusterwitzer, die Kulturscheune gegenüber der Kirche, nur noch von außen zeigen. Dabei bietet sie den Touristen, die mittlerweile aus ganz Europa kommen, kulturelle Unterhaltung auf hohem Niveau. Insgesamt 120 Betten hält das Amt mit seinem kleinen Hotel, den Pensionen und Ferienwohnungen vor. Die werden auch gut angenommen, erfuhr Steinmeier von den freundlichen Damen der Touristen-Information. Das dürfte nicht nur der lieblichen Landschaft zwischen Wusterwitzer See und Fiener geschuldet sein. Wer so nett und herzlich empfangen wird, wie der SPD-Fraktionsvorsitzende von den Knirpsen des Gemeinde-Kindergartens „Schwanennest“, der fühlt sich mit Sicherheit in Kürze heimisch. „Ob er denn noch alle Märchen kenne“, wollten die Jüngsten vom Parlamentarier Steinmeier wissen. Aber Kinderchen! Wer hauptamtlich im Deutschen Bundestag arbeitet, der kennt mehr Märchen, als die Brüder Grimm, Oscar Wilde und Hans Christian Andersen zusammen. Von dem könnt ihr noch was lernen! Und am besten lernt ihr von ihm, wie man trotz der vielen Märchenerzähler im deutschen Politikgewerbe ein ehrlicher und anständiger Volksvertreter bleibt. „Wer einmal hierher findet, der kommt wieder“, hieß es im Küsterhaus voller Stolz. Jede Wette, dass man Frank-Walter Steinmeier in Wusterwitz nicht zum letzten Male begrüßen konnte.

Ihre Gesundheit ist uns (zu) teuer

Wie Karin für ihr Asthmaspray außer Atem geriet

Don M. Barbagrìgia

Karin hatte in der Kammgarnspinnerei gearbeitet. Ihrer Lunge hatte das nicht gut getan. Weil ihr Burkhard Schichtschlosser im Kirchmöseraner Weichenwerk gewesen war, wohnten sie in Kirchmöser, am Platz der Einheit. Für Karin war nicht nur die Arbeit hart gewesen, sondern auch die tägliche Fahrt zum Betrieb. Denn Kirchmöser gehört zwar zu Brandenburg an der Havel, liegt aber am anderen Ufer des Plauer Sees, über Land gut und gerne zwei Meilen vom Stadtzentrum der Domstadt und Karins ehemaligem Werk entfernt. Das bedeutete: Mit dem Fahrrad bei Wind und Wetter zwei Kilometer morgens früh zum Obelisk. Von dort fuhr alle vierzig Minuten die Straßenbahn 1 in die Stadt. Eine Stunde Arbeitsweg war Minimum. Wenn sie die Bahn verpasste, hatte sie ein gewichtiges Problem. Doch von dieser Zeit her war sie Patientin in der hervorragenden Praxis des Doktors H. und seiner Frau am Südtor in Kirchmöser. Dorthin konnte sie, wenn's mal nur ein kleiner Infekt war, auch zu Fuß laufen. Sah es schlimmer aus - gar kein Problem: H.s kamen beide auf Krankenbesuch rüber.

Nach der Wende starb Burkhard und Karin zog in die Stadt nach Brandenburg an der Havel. Die Tochter wohnte dort, es war alles ein bisschen leichter. Nur einen neuen Hausarzt wollte sie sich damals nicht suchen. Wer über Jahrzehnte von H.s gut betreut wurde, der wechselt nicht mehr. Dann gaben H.s die Praxis aus Altersgründen auf. Dr. B. aus Norddeutschland übernahm. Auch ein großartiger Arzt. H.s hatten bei der Wahl ihres Nachfolgers ganze Arbeit geleistet. Karin blieb bei ihm, auch wenn's schwer vom weiten Weg her fiel. Immerhin hatte sie sich so an die Praxis gewöhnt. Karin ließ die Tochter predigen, wenn diese Müttern mit ihrem kleinen roten Auto immer noch nach Kirchmöser fuhr - Karin wollte sich keinen neuen Arzt suchen. Doch selbst wenn sie zugestimmt hätte: Sie hätte es auch kaum vermocht. Auch die Monika hatte das einsehen müssen als sie heimlich für Müttern nach einem neuen Hausarzt in der Stadt Ausschau hielt. Keine Praxis nahm neue Patienten an. Einige wollten sogar Notfälle abweisen. Monika kam ins Grübeln. Ihr wurden doch monatlich satte 15% Kassenbeiträge vom Gehalt abgezogen! Warum gab es nicht genügend Arztpraxen? Wer legte fest, wann der Grundbedarf einer Kommune oder Region an hausärztlicher Versorgung gedeckt sei und an welchen Kriterien wurde der Wahrheitsgehalt dieser Festlegungen überprüft? Sparte man hier auf Kosten der Versicherten?

Dann hatte Monika den Unfall mit dem Fahrrad. Beckenbruch, mehrfacher Bruch des Sprunggelenks. Am schlimmsten aber war die innere Schädelblutung, die erst zu spät festgestellt wurde. Es traten epileptische Anfälle auf. Monika gab die Fahrerlaubnis auf Anraten ihres Arztes ab. Wer sollte nun die Mutti zum Dr. B. fahren? Und Mutti hatte ihr Alter. Die Gebrechen häuften sich. Die staubige Knochenarbeit in der Kammgarnspinnerei, auf deren Gelände seit jüngstem eine Eigenheimsiedlung mitten in der Stadt zu wachsen begann, forderte ihren späten Tribut. Mit der Luft wurde es schlecht, man hatte ihr Aarane-Spray verschrieben. Das gab es sogar im Doppelpack. Nur für das Rezept musste sie halt immer nach Kirchmöser raus. Vierzehn Kilometer eine Fahrt. Mit dem Bus war es beschwerlich geworden. Die Umsteigerei. Es half nur das Taxi. Da war schnell mal ein Fünfzig-Euro-Schein weg. Und dann war der Doktor im Urlaub. Sie hatte nicht dran gedacht. Wieder das Taxi rufen: Zwei Kilometer weiter war die Vertretungspraxis. Dieses Abenteuer brachte Karin bereits in arge Bedrängnis. Denn so dicke waren ihre Rente von der

Kammgarnspinnerei und die Witwenrente von ihrem Burkhard auch nicht. Man musste rechnen und am Ende des Geldes war oft noch eine Menge Monat übrig. Der Unfall der Tochter hatte das Eingemachte angegriffen. Jetzt wurde es knirsch. Das Taxi ein zweites Mal rufen, das war Wahnsinn - aber was half es? Wenigstens musste Karin nicht die zehn Euro Praxisgebühr bezahlen. Es war der Quartalsletzte. Glück gehabt...

Wirklich? Karin sagte der Vertretungsärztin, was sie brauchte. Die war nett, obwohl sie an diesem Tage ein Schild an der Praxistüre zu hängen hatte, dass sie nur noch Notfallpatienten empfangen würde. Quartalsende. Wer weiß, wie lange Frau Dr. H. schon für lau zu arbeiten gezwungen war. Das Budget war bestimmt schon im zweiten Drittel des Quartals erschöpft. Ab da setzte die Ärztin nur noch zu. Eigentlich hätte sie die Praxis für den Rest des Vierteljahreszeitraums dicht machen können. Aber man hatte ja mal einen Hippokratischen Eid geschworen und man gehörte noch zu den Vertretern der weißen Zunft, welche diesen Eid ernst nahmen.

Karin sah nicht mehr so gut. Sie sagte nur, dass sie die Doppelpackung Aarane benötige. Die Ärztin schrieb. Karin nahm das Rezept und dankte. Als sie wieder auf die Straße trat, war das Taxi lange weg. Doch der Tag war angenehm warm, der Bahnhof Kirchmöser nur zweihundert Meter weit weg und wenn sich Karin nicht irrte, fuhr in einer Viertelstunde ein Zug nach Brandenburg. Zehn Minuten Fahrt - billiger als das Taxi noch mal zu rufen, war's allemal. Und vom Bahnhof nach Hause - das würde schon gehen. Die Fahrt war schön und kurz und in Brandenburg angekommen konnte man ja gleich in die Apotheke am Bahnhofplatz gehen und das Rezept einlösen.

So schlecht waren Karins Augen denn doch nicht, dass sie nicht gesehen hätte, wie die Apothekerin die Verpackung öffnete und ein Sprayfläschchen herausnahm. „Wozu denn das? Ich habe doch zwei aufschreiben lassen.“ Karin protestierte. Die Apothekerin legte ihr das Rezept vor. Tatsache, da stand nur die Verordnung für ein Medikament. Sollte sich Frau Doktor vielleicht verhört haben? Die Apothekerin sprach wie abwesend: Nein, das erlebe sie öfter zum Quartalsende. „Da verschreiben die Ärzte nicht mehr so üppig. Das Budget... Sie wissen schon.“ Karin guckte betreten. „Die Zuzahlung wäre dann fünf Euro. Darf's sonst noch was sein?“, flötete die Pharmazeutin. „Nein, danke“, stammelte Karin. „Wieviel hätte es denn gekostet, wenn ich die beiden Sprays aufgeschrieben bekommen hätte?“ „Eins zwanzig mehr, Frau Sch.“, kam die prompte Antwort. Also insgesamt sechs zwanzig, dachte Karin. Nu reicht das Spray bloß die Hälfte und ich muss wieder nach Kirchmöser raus. Wieder fünfzig Euro weg. Wieder eine Zuzahlung von fünf Euro.

Zu Hause angekommen setzte sich Karin über ihr Haushaltsbuch. Rechnen konnte sie gut. Hatte ihr schon der Neulehrer nach dem Krieg bescheinigt. Aber was half das? Die Zahlen waren unbarmherzig. Im Hintergrund hatte sie meistens den Fernseher laufen, seit Hansi der Wellensittich tot war. Irgendein Geräusch brauchte man, sonst wurde man rammdösig. Zum gleichmäßigen Ticken des Regulators gesellte sich nun noch die penetrant säuselnde Stimme der Ärztin und Sozialministerin Ursula von der Leyen, die den Reportern wieder irgendeine geniale Reform verkündete und welche Positionen sie gegen die Allmacht der Pharmakonzerne und der mit ihnen im selben Boote rudenden Krankenkassen durchgesetzt hatte. Karin gähnte. Sie war seit heute früh auf den müden Beinen.

Aber was die Sozialministerin da verkündete, das musste schon Hand und Fuß haben, denn die Fassade der Krankenkasse, bei der Karin und Monika versichert waren, spiegelte sich blitzblank in der Sonne. Ein wahrer Palast. Sie hatten im letzten Jahre dort oft gesessen, erst als Monika für die Mutti eine Hüftprothese durchkämpfen wollte, die in ihrem Alter finanziell nicht

* Die Preußische Meile entspricht 7,532484 Kilometer.

mehr zu entsprechen schien, dann, als Monika im Krankenhaus lag und Karin die Behandlungen genehmigen lassen musste, die irgendjemandem als zu kosmetisch und medizinisch nicht unbedingt begründet erschien. Und - ach - übrigens, die Renten sollten zum übernächsten Ersten um 2,1% angehoben werden.

„Das reicht dann genau für die überflüssige Fahrt zum Doktor“, dachte Karin. Wie gesagt, Kopfrechnen zählte noch immer zu ihren Stärken. Und immerhin verband sie, eine einfache ehemalige Arbeiterin einer Kammgarnspinnerei, dank des sozialen Gesundheitssystems eines der reichsten Länder der Welt ein sehr ausgleichendes Moment mit einer studierten Ärztin: Beider Budget war in aller Regel vor der Zeit erschöpft. Dafür vermeldete die Krankenkasse derweil Überschüsse, die man „für die mageren Jahre“ zurücklegen wollte. Einstweilen investierte man sie augenscheinlich in eine schicke Dependance und märchenhafte Vorstandsgehälter. Und wenn Karin nicht über diesem Ärger einen garstigen Tod gestorben ist, dann leben Ursula von der Leyen und all die Bosse der Pharmariesen und der Krankenkassen noch heute in Saus und Braus.

Kampf dem Krebs!

erster Sofa-Abend Prof. Becks stellte Arbeit eines Pathologen vor



Abb.9 Prof. Dr. Beck und Prof. Dr. Schrader eröffnen die neue Reihe der FH „Prof. Beck's Sofagespräche“.

B. St. Fjöllfross

Unter Medizinern kursiert seit Jahrzehnten die kleine Boshaftigkeit, der Internist wüsste alles, könne aber nix machen, der Chirurg könne alles, wüsste aber nichts – der Pathologe hingegen wüsste alles, könne alles, käme aber regelmäßig zu spät. Süffisant kolportierte der Alt-Chef der Brandenburger Frauenklinik Professor Dr. Eberhard Beck diese Spitzzüngigkeit. Sein Gast, Professor Dr. Thomas Schrader, quittierte das zweischneidige Kompliment an seinen Berufsstand mit einem warmherzigen Lächeln. Er ist ein hochkarätiger Pathologe und war Gesprächspartner der Auftaktveranstaltung „Prof. Becks Sofa-Abend“ an der Fachhochschule. Der Rittersaal über der Bibliothek war mit vierzig Besuchern ausgelastet. Der Morbidität, die dem Klischee der obduzierenden Zunft anlastet, war das rege Interesse sicher nicht geschuldet. Auch bedurfte kaum einer der Anwesenden der Aufklärung, was nun den Pathologen vom Forensiker unterscheidet. Das Beck dann doch diese Frage an den Schluss seiner exzellenten Soiree stellte, besaß mehr den charmanter Charakter eines humorvollen Ausklangs der kleinen Premiere. Schrader beantwortete sie denn auch artig mit der Differenzierung, dass der Pathologe und der Gerichtsmediziner sich zwar grundsätzlich mit derselben Materie befassten, der erstere jedoch auf

Wunsch, der andere aber auf Geheiß der Staatsanwaltschaft tätig werde. Der Pathologe untersucht entartetes Gewebe oder forscht bei der Obduktion nach der konkreten Ursache des Ablebens des Patienten, wohingegen sich das Schwerpunktfeld des Gerichtsmediziners darin findet, eine natürliche Todesursache zu verifizieren oder auszuschließen. Wenn aber ein unnatürlicher Tod festgestellt wurde, so hilft er den Hergang der Tat zu rekonstruieren.

Im Mittelpunkt des Vortrages Professor Schraders wurde die Arbeit des modernen Pathologen beleuchtet, der, so makaber das klingen mag, in Deutschland leider immer seltener am Obduktionstisch, dafür aber immer häufiger hinter dem Mikroskop zu finden ist. Mehr und mehr befassen sich die Kollegen Schraders mit der histologischen Erkennung und Klassifizierung entarteten Gewebes auf Anfragen der Kliniker. Sie arbeiten dem untersuchenden und behandelnden Arzt ihre Erkenntnisse zu, die dann im Zusammenspiel mit Anamnese, bildgebenden Untersuchungen, Biopsien, Laborwerten etc. zu einer möglichst belastbaren Diagnose führen. Daraus wiederum leitet sich dann der optimale Therapievorschlag ab. Dazu muss der Pathologe jedoch tatsächlich, wie bereits erwähnt, ein immenses Wissen und die präzise Kenntnis von Bau und Funktion des menschlichen Körpers vorhalten, um dann die krankhaften, sprich pathologischen Abwandlungen der verschiedenen Gewebe sicher bestimmen zu können. Die aus der mathematisch-physikalischen Ecke des Auditoriums an den Pathologen herangetragene Frage, ob sich denn die Erkennung tumoröser Strukturen im Zeitalter der digitalen Pathologie nicht durch Algorithmen hinreichend fassen lasse, so eine Art Picasa-Gesichtserkennung auf mikroskopischer Ebene, musste der Medizininformatiker abschlägig beantworten. So schnell brauche sein Berufsstand den Bettelstab nicht fürchten. Die Biologie bietet nun mal keine euklidische Hundertprozentigkeit, sondern im Gegenteil in all ihren komplexen Strukturen eine so immense Diversität, dass man auf absehbare Zeit um den Faktor einer fundierten menschlichen Beurteilung nicht herum komme.

Wo präzise die Arbeit des Pathologen im Kontext einer interdisziplinären Behandlung des Erkrankten ansetzt, demonstrierten zwei Studentinnen der FH, die mit einer kleinen, für Laien sehr achtbaren szenischen Darstellung eines prä- und postoperativen Verlaufs am Beispiel einer fiktiven, am malignen Mammakarzinom (Brustkrebs) erkrankten Patientin vorstellten. Dass die Früherkennung solch bösartiger, weil streuender Tumoren auch und gerade mit Hilfe der modernen Pathologie noch immer die besten Heilungschancen bietet, war eine der unterschwelligeren aber deutlich herauszuhörenden Botschaften eines Abends, dem noch viele Fortsetzungen zu wünschen sind.



Abb.10 Anschaulich vermittelt Prof. Schrader das Wirkungsfeld des modernen Pathologen.

Kampfstark und bescheiden

Dynamo-Judoka Kerstin Schmidtsdorf erhält den 4. Dan



Abb.11 Oberkommissarin Kerstin Schmidtsdorf (4. Dan)

Akinokawa Michi san

Papa Schmidtsdorf muss damals den richtigen Riecher gehabt haben, als er, der als Student mit dem Judo in Verbindung gekommen war, seine soeben eingeschulte Tochter Daniela und deren 1 Jahr jüngere Schwester Kerstin zu den Zuckschwerdts brachte. Beide sollten einen geregelten Tagesablauf und einen Ausgleich zum Schulbetrieb geboten bekommen. Beinahe drei Jahrzehnte später legte Kerstin Schmidtsdorf vom Verein PSG Dynamo Brandenburg-Mitte PKJL die Prüfung zum vierten Dan



Abb. 12



Abb. 13

(Yondan) erfolgreich ab und bei den 12. deutschen Pokalmeisterschaften in Braunschweig so viele Gegnerinnen aufs Kreuz, dass die 35jährige mit einer Bronzemedaille heimkehrte. Wie viele Leistungssportlerinnen besetzt auch Kerstin Schmidtsdorf das positive Klischee einer freundlich-fröhlichen, aufgeschlossenen und unprätentiösen jungen Frau. Sie weiß, wer sie ist und sie weiß, dass sie sich ihre Erfolge selbst erarbeitet hat. Alles an ihr atmet innere Kraft und äußere Stärke, die unter keinerlei Präsentationszwang stehen. Das ihr eigene Temperament setzt sie auf der Matte um, in ihren Kämpfen, denen auch unter Fachleuten ein ästhetischer Wert zugeschrieben wird. Es ist der Sport, der ihr Leben bestimmt. „Was machen Sie denn so beruflich?“ „Sport!“ Und in der Freizeit „Sport...“ Na ja, nicht ausschließlich, sie liest auch leidenschaftlich gern. In ihrem Beruf aber trafen sich Hobby und Leidenschaft: Kerstin Schmidtsdorf ist frischgebackene Polizei-Oberkommissarin. Die Beförderung war eigentlich seit langem überfällig, denn die Kampfsportlerin ist eine profilierte Ausbilderin für Eingriffstechniken und Kondition an der Fachhochschule der Polizei in Oranienburg.



Abb. 14

Dass sie ihren Zöglingen etwas beizubringen hat, belegt nicht nur ihre Trainer-A-Lizenz. Das stellte sie bereits mehrfach unter Beweis, als sie bei den deutschen Polizeimeisterschaften im Judo Medaillen holte. Von den Europäischen Polizeimeisterschaften kehrte sie zweimal mit der Silbermedaille und einmal mit der Bronzemedaille heim. Als sich ihr Heimatverein unter Wolfgang Zuckschwerdt mit dem Sumo zu beschäftigen begann, startete sie auch in dieser Sportart mit einem 3. Dan (Sandan) durch. Erst vor wenigen Wochen kehrte sie mit der deutschen Nationalmannschaft aus Hongkong zurück. Einen Respekt erheischenden Fünften hatte Kerstin

Schmidtsdorf dort errungen. Doch in der Heimat nimmt man davon kaum Notiz! Dabei handelte es sich um eine Weltmeisterschaft! Das Thema fuchst sie: „Aber wenn es sich um eine Fußball-WM handelt, dann geht die Post ab!“ Mit dem ganzen Selbstbewusstsein einer erfolgreichen Spitzensportlerin setzt sie nach: „Judoka spielen Fußball zur Erwärmung!“ Und legt noch einen drauf: „Wenn Judo einfach wäre, würde es Fußball heißen!“

Die finanzielle Überbewertung von Fußballprofis, gemessen an der stiefmütterlichen Behandlung ihres Sportes, lässt ihr Temperament genauso in Wallung geraten, wie wenn es um die Verankerung des Sports in der Gesellschaft mit all der dazugehörigen Anerkennung geht. „Die Leute sind kaum noch bereit sich selbst zu quälen, dafür aber umso mehr, guten Sportlern das Verdienst abzusprechen!“ Der Sport und gerade ihr Judo birgt weitaus mehr als nur physische Ertüchtigung: „Es ist der Erziehungsgedanke, der das Judo prägt!“ Es ist diese Achtung und der Respekt vor dem Gegner auf der Matte, der in jedem Falle der Kamerad ist und bleibt. Gerade als Polizistin begegnet ihr tagtäglich das Paradoxon, dass beispielsweise Jugendliche, die am lautstärksten und begleitet von einer albern-verschränkten Rapper-Gestik „Respekt“ einfordern, diesen am wenigsten zu geben bereit sind. In aller Regel wird dann auch noch das so inflationär gebrauchte Wort „Respekt“ mit purer Angst verwechselt, welche die Krakeeler zu verbreiten trachten. Deren lächerliches Machtgehabe gründet in den meisten Fällen auf mangelndem Selbstbewusstsein, einer Krankheit, die gerade durch einen ernsthaft betriebenen Sport wie dem Judo rasch zu kurieren ist. Die Antwort auf eine derartige gesellschaftliche Fehlentwicklung könnte also in einer Förderung von Sport und Leistungsbereitschaft liegen, wie Kerstin Schmidtsdorf sie repräsentiert. Die brandenburgische Haushaltslage aber wird von leeren Kassen bestimmt. Das ist frustrierend, jedoch kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen. Aufgeben ist die Sache der Kampfsportlerin nicht.

Kanzlerkandidat im Audi Max

Peer Steinbrück sprach vor 300 Brandenburgern



Abb. 15

Michael L. Hübner

Will man wissen, was ein Volkstribun ist, schaut man entweder in die Wikipedia oder – man geht in die Fachhochschule. Zumindest an einem Abend, an dem Peer Steinbrück dort spricht. Mehr



Abb. 16

als dreihundert Zuhörer zog der designierte Kanzlerkandidat der deutschen Sozialdemokratie ins Auditorium Maximum in der ehemaligen Reithalle der Kürassiere. Proppenvoll war's. Und wenn Steinbrück redet, lauscht das Volk. Auch und gerade bezüglich des Themas: Immerhin stand die Veranstaltung der SPD nahen Friedrich-Ebert-Stiftung unter dem Motto: Finanzpolitik in den Zeiten der Euro-Krise – Welche Politik braucht Europa?

Das Thema traf den Nerv vieler. Man versteht sehr gut, dass man auch auf dem Achterdeck des gemeinsamen europäischen Bootes nicht sicher ist, wenn dieses am Bug Leck schlägt.



Abb. 17

Was hat er vor, der Peer Steinbrück, wenn er Kanzler werden sollte? Wie will er den Kampf mit der Hydra systemrelevanter Banken und den zu Roulettespielern verkommenen Finanzjongleuren auf dem Parkett internationaler Märkte aufnehmen? Steinbrück stellte sich diesen Fragen. Wenn der Mann redet, verfällt man leicht dem Bann, in den er sein Publikum



Abb. 18



Abb. 19

immer wieder mit seiner ungewöhnlich offenen Art schlägt. Steinbrück hat Luthers Rat, man möge dem Volke aufs Maul schauen, ehe man das eigene aufmacht, verinnerlicht. Man mag ihn, ist ihm zugetan, vertritt man selbst auch teils differierende Ansichten. So unterschätzte er die Brandenburger wohl, als er ihnen lang und breit erklärte, was eine Bürgschaft sei. Die wissen das, lieber Peer Steinbrück! Die sind ja nicht doof! Die Fragezeichen wurden ganz woanders gesetzt: Wer bürgt, muss Sicherheiten vorweisen können, wie der liberale Mittelständler Klaus Windeck ganz richtig bemerkte. Wo aber sind die?

Steinbrück argumentierte als glühender Europäer. „Europa spricht in der Welt mit einer Stimme, oder es spricht mit gar keiner“, konstatierte er unmissverständlich. Der Hinweis auf das enorme Privileg von mittlerweile siebenundsechzig Friedensjahren in Mitteleuropa kann nicht deutlicher und eindrücklicher formuliert werden, als der SPD-Obere das tat. Doch die Fronten haben sich verlagert und verlaufen nun durch die Finanz- und Wirtschaftszonen dieser Erde. Im Ergebnis können diese Schlachten um Macht, Profit und Einfluss auf den Märkten genauso desaströs enden, wie Steinbrück das kenntnisreich in der deutschen Geschichte belegte. „Hunger ist der Feind der Demokratie, Armut zerstört die Mitte der Gesellschaft“, mahnte der kluge Jung vonne Waterkant. Der Finanzfachmann Steinbrück



Abb. 20 SPD Fraktionschef und Landtagsabgeordneter Ralf Holzschuher achtete beim Porträt Michael L. Hübners und Peer Steinbrücks auf ein gehäuftes Profil - des Auditorium Maximum der Fachhochschule... (Foto Holzschuher)

hat jedoch außer seinem Enthusiasmus auch nicht viel in der Hand, um gegen den übermächtigen Gegner auf den Börsenplätzen dieser Welt anzutreten. Es ist die Ohnmacht der Politik. Was er ins Feld führt, ist ein unbändiger Kampfeswillen, der jede noch so ertragsarme Tat einer verzagten Duldsamkeit vorzieht. PreußenSpiegel stellte in der Eröffnungsfrage der anschließenden Diskussionsrunde fest, dass mittlerweile globale Jetstreams virtueller Geldbeträge in Billionenhöhe um den Globus jagen, die an keine

Wertschöpfung mehr gebunden seien und keinerlei materiellen Gegenwert mehr spiegeln würden. Steinbrück bejahte dies und nannte Zahlen: 600 Billionen virtuelle Euro stünden einem Weltjahresbruttosozialprodukt von einem Zehntel dieser aberwitzigen Summe gegenüber. Wie er denn diesen außer Rand und Band geratenen Orkan der Vernichtung ganzer Nationalökonomien als Kanzler zu bändigen gedächte, wo doch der globalisierte Finanzmarkt schlüpfriger sei als ein Aal in Gelee und sich jeder deutschen oder europäischen Gesetzgebung in Windeseile entzöge. Steinbrück wog in seiner Antwort die Risikobehaftung außer Kontrolle geratener Märkte gegen die Berechenbarkeit geregelter Finanzplätze auf und meinte, man müsse an das Sicherheitsbedürfnis der Investoren appellieren. Die schwäbische Hausfrau wird dem zustimmen – der pathologische Zocker und Hasardeur dagegen wird sich von solchen Vorstellungen kaum bekehren lassen. Dennoch war der Abend für Peer Steinbrück ein Heimspiel. Die alte Arbeiterstadt Brandenburg an der Havel empfing einen als ehrliche Haut und authentischen Sozialdemokraten bekannten Kanzlerkandidaten freundlich und mit viel Sympathie. Man traut's ihm zu. Die unpräzise Volksnähe gepaart mit politischer und finanzwirtschaftlicher Kompetenz, der ungeschminkte Ausblick in eine Zukunft des Abschieds von der alten Hegemonialmacht Europa mit all seinen bitteren Konsequenzen für die Europäer und die manchmal etwas zu offensiv vorgetragene Selbstironie – all das dürfte ihm an diesem Abend in der Chur- und Hauptstadt einen guten Teil der anwesenden Wählerstimmen gesichert haben.

Media Markt - Gott, war ich blöd!

oder die moderne Entwertung des Euro

David Katz

Es war einmal eine Zeit, als der kleine Kaufmann an der Ecke und seine Frau - die berühmte Tante Emma - alles daran setzten, ihre Kundschaft ans Geschäft zu binden. Man bediente freundlich bis devot, man schrieb an, man brachte den Einkauf nach Hause. Man warb - aber dezent. Man hielt sich etwas auf sich zugute. Das ist lange her. Die Saurier waren gerade ausgestorben und Deutschland hatte noch einen Kaiser. Dann führte das Reich mit seinen Nachbarn Krieg, worunter auch die nationale Verkaufskultur zu leiden begann. Neue Gesetze beherrschten den Markt, wie die Erste Schwarzmarktregel: Was du heut' nicht kannst besorgen, das verschieben andere morgen. Der Umgangston wurde rauer. Die Werbung aber wurde noch leiser. Denn die Polizei hatte auch gute Ohren.

Nach dem Kriege begann man in Deutschland auf beiden Ufern der Elbe mit zwei verschiedenen gesellschaftlichen Experimenten. Das östliche war dabei das interessanteste: Hier sollte allen alles gehören. Das gab es vorher noch nicht. Doch das war nicht das einzige, was es nicht gab. Jede Menge Waren des täglichen oder Sonderbedarfs gab es ebenfalls nicht und nur der Mangel gehörte wirklich allen. Allen? Nein, das ist doch Blödsinn! Wenn die Verkäuferin oder der KFZ-Meister fragten: „Wes(t)wegen sind ‚sen hier?“, oder „Forum geht's denn?“ und man wußte die richtige Antwort, so zum Beispiel: „Zwanzig West!“ oder „Fuffzich in Forum!“, dann bekam man in aller Regel, was man wollte. Es war ja fast alles vorhanden. Nur eben nie in ausreichender Menge.

Für diejenigen, die nicht die richtige Antwort wussten und auch sonst nichts Adäquates zu verhandeln hatten, litt die ihnen entgegengebrachte Verkaufskultur. „Ham wa nich!“ blaffte die Verkäuferin gereizt, weil man sie gerade unziemlich aus dem Gespräch mit ihrer Kollegin gerissen hatte. In

dieser rein privaten Unterhaltung ging es darum, dass sich Manfred vor dem Urlaub unbedingt noch einen neuen Vergaser für den Wartburg besorgen muss, den es - verflucht noch mal - nirgends gäbe. Als Normalkunde rang man sich noch einmal zu der schüchternen Frage durch, wann man denn wieder nachfragen könne... „Weeß ick doch nich!“, blaffte es ungnädig zurück. Ihre Hoheit, die Verkäuferin hatte die Audienz dezidiert beendet, man hatte das Ladenlokal schleunigst zu verlassen. Schade, sonst hätte man eine Minute später mitbekommen, wie die Frau des KFZ-Meisters das Geschäft betrat. Schlagartig rutschte der bösen Königin des Einzelhandels der imaginäre Hermelin von den Schultern. Ihre Stimme wurde glockenhell und seidenweich. Flugs griffen eilfertige Hände unter die Ladentheke und holten ein sorgsam eingepacktes Paket hervor, welches die Frau Meisterin umgehend und ungeprüft in ihre Einkaufstasche gleiten ließ. Diesen Vorgang begleitete die Dame mit den herablassenden Worten: „Mein Heinz sacht, nächste Woche könn' se vorbeikommen, so jegen Feierahmd... Was mach'tn dis?“ „Vier Siebzig, Frau Rosner“, flötete es von der Weißbekittelten herüber. „Und schönen Dank ooch!“ „Ja, ja, is schon jut! Aber erzähl'n se't ke'em,“ mahnte die Meistersgattin.

Dieser letzten gönnerhaften Aufforderung zu konspirativem Stillschweigen hätte es nicht bedurft. Wie das lief, wußte sowieso jeder und deshalb standen 1989 Hunderttausende, die nur wenige bis gar keine Valuta oder adäquaten Zugang zu frei konvertierbaren Waren hatten, auf und brachten die Staatsmacht ums Leipziger Runde Eck. Nun brachen die herrlichen Zeiten an, von denen man wusste, dass in ihnen lediglich die D-Mark regierte. Hatte man diese, hatte man alles. Vorbei der Bückling, vorbei der unwürdige Tauschhandel, vorbei die Demütigung seitens der schnodderigen Verkäuferin. Vorbei! Vorbei! Jetzt musste die graue Maus hinterm Ladentisch zusehen, dass sie ihre glockenhelle und seidenweiche Stimme den ganzen Tag über behielt - oder man fuhr mit ihr Schlitten und sie stand diesmal in einer Schlange vor einem Schalter - nämlich im Arbeitsamt!

Ach, wie waren die Träume schön... Und die Werbung aus dem Westen des Vaterlandes tutete kräftig in dasselbe Horn, welches da pausenlos intonierte, dass der Kunde nunmehr umworbener König sein. Man wolle nur sein Bestes, sein Geld! Die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Zwar gab es jetzt alles und problemlos zu kaufen. Die Verkaufskultur der prähistorischen Tante Emma jedoch schien in weiten Teilen der Marktlandschaft ausgerottet. Das hatte damit zu tun, dass die Tante-Emma-Läden zugunsten riesiger, zumeist vor den Toren der Stadt angesiedelter Marktkonglomerate, oder wie man auf schlecht Dinglish zu sagen pflegte: „Center“, längst vom Erdball verschwunden waren, wie einst die netten, gemütlichen Entenschnabesaurier. Nun knickste ein Elektronikriese namens Media Markt nicht mehr: „Beehren Sie uns bald wieder!“ Nun suggerierte er den Massen, sie seien blöde, wenn sie ihren Bedarf nicht bei ihm deckten.

Nein, blöde wollte man denn doch nicht sein. Man ging hin. Wie in jenen Media Markt auf dem Gelände des ehemaligen Kriegsverbrechergefängnisses zu Berlin-Spandau. Einen Scanner wollte man haben. Der solle das und das können und 300 DM dürfe er schon kosten, sprach man den Herren an, dessen Kittel ihn als Mitarbeiter des Marktes auswies. Der tippte gerade auf einem der Laptops im Regal herum und programmierte ihm wohl eine werbende Oberfläche. Ohne aufzublicken löste sich die linke Hand des Tippenden für einen Moment von der Tastatur und wies stumm und vage in nordöstliche Richtung. Allerdings ohne Entfernung- oder Regalangabe. Die Augen des Media Markt-Mitarbeiters blieben auf das Laptop geheftet. Kein Grund, sie dem lästigen Störer zuzuwenden. Auf die Bemerkung, in einem US-Markt hätte er für ein solches Verhalten bereits zum jetzigen Zeitpunkt seinen Kittel an den Nagel hängen können, erfolgte keine Reaktion. Wahrscheinlich hatte

er solche banalen Despektierlichkeiten schon zu oft gehört. Es interessierte ihn nicht. Jahre später. Wieder ein Media Markt. Diesmal im Herzen der Chur- und Hauptstadt der Mark! Einem Journalisten schmiert das Laptop ab. Er braucht dringend einen neuen. Es muss fix gehen. Der Media Markt ist aufgrund schlechter Erfahrungen weiß Gott nicht die erste Wahl. Aber er liegt zentral. Der Scribent ringt mit sich wie Jakob mit dem Engel. Er will ja blöde sein und nicht hingehen - aber die Zeit drängt, die abzuarbeitenden Aufträge stapeln sich. Was soll's! Schweren Herzens schleicht er sich in das Geschäft und kauft für über einen halben Riesen ein schickes, rotes ACER. Gut, der Tag ist gerettet! Ist er das? Nein, nicht doch. Na das wär's ja noch am Ende! Zufrieden mit einem Einkauf im Media Markt... Wir wollen mal die Kirche im Dorf, die Bälle flach und die Geschichte realistisch halten. Das Gerät ist Schrott! Stellt sich zu Hause raus. Super! Es lässt sich nicht einmal starten. Nu stehs'te da! Der Laden ist bereits dichte. Dann warte mal bis morgen und dreh Däumchen! Die Uhr tickt. Der Stapel der Beiträge wird nicht kleiner. Die Zeit drängt. Am nächsten Tage machs'te dich wieder auf die Socken. Zeit, Spritzgeld - eigentlich müsstest du jetzt an deinem Schreibtisch sitzen und arbeiten. Zu Tante Emmas Zeiten hätte sich der Kaufmann beeilt, dem gebeutelten Kunden entgegenzukommen, das Austauschgerät im Preise etwas nachzulassen, um dem Kunden den Aufwand zu entschädigen: „Ein kleines Präsent, ein Gutschein der Herr? Entschuldigung! Wir würden uns trotzdem freuen, Sie weiterhin als Kunden behalten zu dürfen! Wir klären die Angelegenheit mit unserem Lieferanten! Tut uns sehr leid! Noch einen USB-Stick auf's Haus, ein Mobiltelefon-Etui fürs Fräulein Tochter? Aber gern doch! Beehren Sie uns...“ Du lieber Himmel! Spätestens jetzt krümmen wir uns lachend am Boden ob solcher abenteuerlicher, aberwitziger Gedanken in Verbindung mit dem Media Markt.

Warum abenteuerlich? Warum aberwitzig? Der Kaufmann hätt's gemacht. Reiner Altruismus war auch das nicht, zugegeben: Der Kaufmann war auf seinen wertvollen, die Existenz sichernden Guten Ruf bedacht. Den wollte er durch eine solche Misslichkeit nicht gefährden. Seinen Lieferanten hätte er sicherlich eirund gedreht, den Kulanzbetrag weitergereicht. Media Markt ist das völlig wurscht. Diese Leute fühlen sich schon großartig, wenn sie ihre gesetzliche Pflicht zum Umtausch der schadhaften Ware erfüllen. Für die Funktionstüchtigkeit des von ihnen vertickten Krams können sie nichts, sagen sie. Interessiert sie auch nicht. Schicken es halt zurück zum Produzenten. Schöne neue Welt! Nein, neu ist diese Welt nicht. Das hatten wir alles schon einmal. Nur, dass es diesmal noch schlimmer ist. In einem Geschäft, in dem sogar Euros zu Aluchips degradiert werden und Kundenservice ein Fremdwort zu sein scheint, hat auch die Frau des KFZ-Meisters schlechte Karten. Auch sie muss sich über einen an Frechheit nicht zu überbietenden Werbespot sagen lassen, dass sie blöde ist, wenn sie nicht in den Media Markt geht. Und sie muss sich, wie jeder andere Konsument mit Selbstachtung und einer gewissen Würde eingestehen, dass sie es ist, wenn sie es tut.

Meister des Sanften Weges

Wolfgang Zuckschwerdt verschafft Dynamo seit Jahrzehnten Weltruf

Akinokawa Michi

Trainer gibt es viele – Meister nur sehr, sehr wenige. Wolfgang Zuckschwerdt ist ein Meister. Nicht nur sein siebter Dan (Nanadan) im Judo und der fünfte Dan (Godan) im Sumo attestieren ihm den ehrenvollen Titel. Es ist der feine Unterschied zwischen einem Trainer



Abb. 20 Sensai Zuckschwerdt Wolfgang san

und einem Meister, den Wolfgang Zuckschwerdt seit Jahrzehnten vorlebt. Der Trainer vermittelt der Sportjugend die Techniken der jeweiligen Disziplin, der Meister aber lehrt sie die dazugehörige Philosophie. Eine Philosophie, die dazu taugt eine ganze Biographie zu formen. Deshalb steht der wahre Meister seinen Schülern nicht selten so nahe wie ein zweiter Vater. Und so manches Mal ist er auch dessen Ersatz. „Man ist Ausbilder und Sozialarbeiter in einem“ umschreibt es der Weltklasse-Sportler und Bundestrainer a. D. im Sumo. Dabei gilt es nicht nur, die Sportart zu weiterzugeben. Darüber hinaus hilft der Meister dem Nachwuchs

den eigenen Weg zu finden. Erst spät kam der 1949 als Sohn des Parduiner Mostereibesitzers Zuckschwerdt zur Welt gekommene Wolfgang mit dem Sanften Weg (Judo) des japanischen Meisters Kano Jigoro san in Berührung. Er stand als Junge für „Motor Eierkopp“ im Kasten, als ihn mal jemand ansprach, man brauche für die Schwergewichtsklasse im Judo noch Nachwuchs. Was Judo überhaupt ist, davon hatte er keinen Schimmer. Das war 1964. Gerade mal 20 Männer trainierten für den SG Dynamo Brandenburg in der Brecht-Halle, der Höchstgraduierte war ein Braungurt. Der für's Judo gleichermaßen begnadete wie begeisterte Wolfgang machte eine Blitzkarriere und war bereits vier Jahre später der erste Danträger Brandenburgs. 1967, als Blaugurt noch, durfte er nach Lissabon und kehrte mit einem Vizeeuropameistertitel in der Tasche heim.

Schon begann man sich in den führenden Clubs der DDR für das Talent Zuckschwerdt zu interessieren, denn internationale Medaillen waren für die DDR eine der wenigen Möglichkeiten, in der Welt auf sich aufmerksam zu machen. Dynamo hielt ihn fest und stellte ihn in Berlin als Schlosser im Sportforum am Weißenseer Weg ein. Schlosser – das hatte er bei Müller und Sohn in der Gutenbergstraße gelernt. Sowohl die kleine Schlosserei als auch die Eltern unterstützten den ehrgeizigen Jungen nach Kräften. Die legendären Bilder eines durch Philadelphia joggenden Rocky Balboa hätte man in Brandenburg an der Havel bereits ein Jahrzehnt vor Stallones Kino-Saga bewundern können. Um alle Möglichkeiten des knappen Tages auszunutzen, rannte auch Wolfgang vom Parduin zur Arbeit und nach Hause. Am Samstag holte ihn der Vater von der Arbeit ab und fuhr ihn zu den Kämpfen – im Auto wechselte man die Klamotten. 1973 durfte der Judoka Zuckschwerdt dann zu den Weltmeisterschaften in Lausanne die DDR-Fahne beim Einmarsch in die Sporthalle tragen. Nur besaßen die Eidgenossen keine DDR-Fahne und klebte guten Willens und vor Improvisation sprühend schnell ein Freimaurer-Symbol auf die deutsche Tricolore. Hammer, Zirkel.. Winkel, Zirkel; Ährenkranz hin oder her, sieht doch alles gleich aus – die sollten sich mal in Pankow nicht so pingelig anstellen! Ostberlins Humor hielt sich aber in engen Grenzen: Hätte Fahnenträger Wolfgang den Fauxpas nicht noch vorher bemerkt, wäre er wohl von Lausanne direkt nach Bautzen gefahren. Zum Glück aber hatte man immer eine DDR-Flagge im Gepäck.

Zu den Olympischen Spielen 1972 in München, 1976 in Montreal und 1980 in Moskau, bei denen Wolfgang Zuckschwerdt mit Medaillen hätte rechnen können, war ihm das Glück jedoch nicht so treu: 1972 lag er mit einem kaputten Meniskus im Krankenhaus, 1976 trat er mit dem Wissen, dass seine

Mutter lebensbedrohlich erkrankt sei, zu den Qualifikationseinzekämpfen an, die er prompt vergeigte. Die Hälfte des Judokampfes wird nun mal im Kopf entschieden. Der muss frei sein. Bei den Mannschaftskämpfen war die Mutter außer Gefahr und Wolfgang wieder der Alte. In gewohnter Manier räumte er die Matte ab – aber da war die Messe schon gesungen. Drei Jahre vor Moskau zog er sich aus dem aktiven Sport zurück, weil die für 1978 in Barcelona angesetzte Weltmeisterschaft ersatzlos gestrichen wurde. Es gab Trödel mit der Zulassung der taiwanischen Kämpfer. Peking stänkerte wegen Nationalchina und so blies man, um allen weiteren Konflikten aus dem Wege zu gehen, gleich die ganze WM ab. Zuckschwerdt, der sich im Rilagebirge wie ein Berserker vorbereitet hatte, warf entnervt hin. Schon nach Lyon konnte er seinerzeit nicht fahren, weil man in Westberlin die Ausstellung von Einlegepässen verweigerte, die man für die Einreise nach Frankreich vor der Anerkennung der DDR noch benötigte. Sportler in globalpolitische Geiselnhaft zu nehmen, avancierte ja in Los Angeles und Moskau dann auch folgerichtig zur olympischen Disziplin. Fortan widmete sich der heute pensionierte Oberkommissar der Polizei der Ausbildung des Judo-Nachwuchses. Rastlos leitet er die nach seinem Freund und Mitstreiter benannte Peter-Kammrath-Judo-Ligen der PSG Dynamo Brandenburg am Neuendorfer Sand. Seine Frau, die Ausnahmesportlerin und Dreifach-Olympionikin Sandra Köppen-Zuckschwerdt, und er führen die Brandenburger Dynamo-Judoka und Sumotori zu den großen Turnieren dieser Welt. Gerade kam die Nationalmannschaft aus Honkong zurück. Bis in den Kodokan von Tokio, dem Mekka des Welt-Judo, spricht man respektvoll von Zuckschwerdts Dynamo Brandenburg. Das ist nicht zuletzt das maßgebliche Verdienst eines echten Meisters aus Brandenburg an der Havel, des Sensei Zuckschwerdt Wolfgang san. „Wer Angst vorm Fallen hat, der fällt auch“, lehrt der Kämpfer Zuckschwerdt. Wer durch seine Schule ging, der hat keine Angst vorm Fallen mehr – der hat den festen Stand gelernt.

München übt den Befreiungsschlag

Neues aus'm Sezessionsbräuhaus

Don M. Barbagrigia

Bayern ist ein frommes Land. Trugen die altbayerischen Soldaten noch am Koppelschloss den Wahlspruch: „In Treue fest“, so sollten spätestens seit der jüngsten Offensive Horst Seehofers die Militärs ihre Gürtelschnallen gegen neuere austauschen, auf denen geschrieben stünde: „Jeder für sich und Gott für uns alle!“ oder in Kurzform: „Treue? – was a Schmarrn!“

Für mich als einen aus Palermo gebürtigen Mann ist die Geschichte voller Parallelen: War nicht Sizilien einst die handelsmächtige, stinkreiche Kornkammer Europas? Sie lachen? Dann holen sie mal das Geschichtsbuch aus dem Regal! Da wirtschaftete man im Norden noch mit Abakus und römischen Zahlen umher, als Friedrich II. von Hohenstaufen, das Staunen der Welt, auf meiner Mittelmeerinsel den modernsten und effektivsten Beamtenstaat der Welt schuf. Nicht vorstellbar im Lande der Mafia, nicht wahr? Doch, doch... damals war's. Dann wurde der Norden reich, plünderte den Süden aus, Pülle (Apulien) und Sizilien wurden systematisch in das Armenhaus Europas verwandelt, in dessen einigen Ecke man einen Umzug nach Tirana/Albanien bereits als sozialen Aufstieg begreift. Seit geraumer Zeit schwafelt die Lega Nord, an deren Tropf nun der arme Süden hängt, von Separation und einem eigenen Staat. Als ich diesbezüglich neulich in der Redaktion die Frage stellte, was Berlusconi und Seehofer gemeinsam hätten,

verbat sich der Chef eine solche Despektierlichkeit mit den Worten, auch die Freiheit der Satire hätte Grenzen. Nein, das war nicht satirisch gemeint, das war Kynismus. Seehofer ist im Gegensatz zu Seiner Unsäglichkeit ein grundsolider Politiker. Keine Frage! Wenn man ein junges Mädel an seiner Seite sieht, kann man ganz sicher davon ausgehen, dass es sich um seine Enkelin handelt. Aber darum geht es nicht!

Es geht um die spalterischen, die sezessionistischen Tendenzen an beiden Hängen der Alpen. Es geht darum, dass die auf Kosten der anderen Landsleute reich Gewordenen nunmehr auf das Solidaritätsprinzip pfeifen. Sie wollen nicht mehr teilen. Alleine fressen macht fett! Nein, nein, gemacht – noch lässt die bayerische Staatskanzlei nicht offiziell verlauten, was an den blau-weißen Stammtischen längst Standardforderung ist: die Separation vom Reiche!

Man zieht vors Bundesverfassungsgericht um die Höhe des Länderfinanzausgleichs überprüfen zu lassen. Denn, wenn man an die Hilfe für Griechenland und Portugal harte Sanierungsmaßnahmen knüpft, so ist es doch recht und billig, wenn das für die eigenen hochverschuldeten Länder ebenfalls gilt. Man mag auch der Argumentation Seehofers folgen, wenn er sagt, der Finanzausgleich sei dazu da, starke Sozialgefälle zu evaluieren und nicht die Bettler zu überflüssigem Luxus anzuregen, der sonst für deren Verhältnisse exorbitant und undenkbar wäre. Kostenlose Kindergartenplätze, Verzicht auf Studiengebühren – alles Kram, womit die Sozialdemokraten bei ihren Landtagswahlen punkten und damit den deutschen Konservativen die Stimmen im Bundesrat klauen! Und wer bezahlt's? – Die deutschen Konservativen! Da hört der Spaß definitiv auf. So weit, so gut.

Nun gibt es da aber noch ein paar Verpflichtungen aus der Vergangenheit. Dreißig Jahre hing Bayern selbst am Tropf. Das war die Zeit, als die Pfarrer den deutschen Hinterwäldlern noch von der Kanzel herab predigten, wo am Wahlsonntag das Kreuzl zu setzen sei! Das war in jenen Tagen, als man jungen Mädchen nach römischem Ritus noch den Teufel austrieb, wenn sie unter dem Druck dieser elenden vermuckerten Dorfgemeinschaften irre wurden. Dann aber bekam München die Olympischen Spiele 1972 und damit eine U-Bahn und nannte sich fortan

„Weltstadt“. Merkwürdigerweise kaufte die Welt München diesen neuen Adel anstandslos ab. Warum? Weil die global präsenten GIs, die sich von der Roten Armee den Krieg haben gewinnen lassen, in Bayern und Schwaben niedergelassen hatten. Das zeitigte die Folge, dass nun die ganze, von den Amerikanern beherrschte Welt meint, Deutschland, das sei Schwaben und Bayern. Diese Trachtenheinis mit ihrer süßlich-verlogenen Romantik stahlen dem Rest des Reiches, vornehmlich den Ländern östlich der Elbe, grandios die Show. Was wiederum bedeutete, dass sich die internationale Industrie, die sich etwas auf eine deutsche Repräsentanz zugute hielt, im Süden ansiedelte, während man sich, verirrt man sich wirklich mal in den Osten, wunderte, dass auf den Straßen Magdeburgs, Dresdens und Rostocks noch immer deutsch gesprochen werde. Man hatte eigentlich mit Polnisch, Russisch oder Tartarisch gerechnet.

Nachdem nun die Bajuwaren von allen Bonner und internationalen Seiten gestopft wurden wie die Weihnachtsgänse, schwammen sie plötzlich im Fett und klopfen sich dabei selbstbewusst an die Brust: „Seht her, so macht man das! Fleiß uns Sparsamkeit und bayerische Tugenden...!“

Es ist ja alles nicht wahr.

Und wer war es denn, der Berlin seinerzeit an den Bettelstab brachte? Der Mann hatte einen Namen und ein Parteibuch: Er hieß Klaus Landowsky

und ist hochrangiges Mitglied der CDU! Ach Herrjemine! So was, so was, so was! Also nicht die Sozis oder die Gott-sei-bei-uns-Kommunisten mit ihrer teuflischen Planwirtschaft haben Berlin in einen 150 Milliarden tiefen Abgrund gerissen! Die Welt steht Kopf! Zumindest die bayerische. Und weiter im urchristlichen Text, liebe papststellenden Bayern! Steht nicht geschrieben, wer den Wind säe, werde den Sturm ernten? Applizieren wir diese Weisheit mal auf die Gegenwart: Wer nur die verlängerten Werkbänke duldet und die Primärproduktionsstandorte für sich behält, der wird über kurz oder lang die an den Bettelstab gebrachten Landsleute am Halse haben! Erst ausrauben, ausbeuten, platt walzen und dann mit der ergaunerte Kohle ab über alle Berge? Die Idee ist charmant und bei einzelnen Individuen mitunter durchaus praktikabel – aber ein ganzes Land? Horscht! Horscht! sieh zu, dass deine populäre Politik vom weiß-blauen Himmel nicht gemessen, gewogen und am Ende für zu leicht befunden werde! Denn wie schrieb einst schon Wilhelm Busch: Wenn einer, der mit Mühe kaum, gekrochen ist auf einen Baum, schon meint, dass er ein Vogel wär' – so irrt sich der!

Saat der Dummheit – Früchte des Verderbens

Mieses Filmchen bringt den Halbmond in Rage

Scholcher M. Druckepennig

Aus Amerika sind wir cineastischen Schund gewohnt. Zweifelsohne aber gehört dieses Projekt zu denjenigen mit der geballtesten Konzentration an destruktiver, menschlicher Dummheit in der Weltgeschichte: Gezielt provozieren ein paar pfundsämliche, pseudochristliche Fundamentalisten aus den U. S. A. anderthalb Milliarden bettelarme Muselmänner und verhöhnen das Einzige, was diesen armen Teufeln noch geblieben ist: – den Propheten, Sein Name sei gepriesen! Die Muselmänner laufen Amok. Es ist kein Wunder. Die westliche Welt beutet die islamische aus, seitdem sie vor tausend Jahren die Oberhand übernommen hat und die U. S. A. mischen bei der Geschichte ganz vorne mit. Dass die Hälfte der U. S. A. ebenfalls bettelarm sind und etliche Bundesstaaten auf Dritte-Welt-Niveau dahinvegetieren, das sehen die sauren Mauren nicht. Was sie hingegen sehr wohl konstatieren, sind gnadenlose, zweibeinige Börsenbestien in dunklen Anzügen, die an der NYSE die Rohstoffe der arabischen Welt verhandeln, während deren Nobelgattinnen die Schmuckkläden von Dubai leer kaufen und die völlig verblödeten Gören dieser Kanaillen auf lasziven Poolpartys hochkarätigen Zickenkrieg üben. Im selben Zeitraum aber wachsen Millionen arabischer Kinder im Elend auf. Said würde gerne lesen und schreiben lernen, aber sein Vater, der Hadsch Abu Said, weiß nicht einmal, wie er seinem geliebten Sohn das Essen für den nächsten Tag auf den Teller legen soll, obwohl er tagein tagaus im Basar und abends auf dem kleinen staubigen Acker schuftet wie ein Berserker!

Kein Imam kann diesen Muselmännern beim Freitagsgebet erklären, warum Allah, der Gütige, das zulässt. Das entzieht sich dem menschlichen Verständnis wie die fünfte Dimension! Warum beschützt der Allerbarmer nicht sie, die sie seine Gebote halten, wie der Prophet es ihnen aufgetragen hat? Sie, die beten, wallfahren, fasten, spenden, keine Bordelle betreiben – sie müssen hungern, während die fränkischen Teufel in Saus und Braus leben. Ihre arabischen Kinder wollen lernen, die frommen Eltern aber können die Schule nicht bezahlen. Dagegen missbrauchen die verwöhnten Rotzblagen des stinkreichen Westens die teuersten Schulen nur für ihre affektierten, pubertären Faxen! Es ist, als würde Allah die Geschichte mit Hiob, den die Araber Ayyub nennen, an beinahe allen Muselmännern dieser Welt wiederholen. Sie verstehen es nicht. Sie können das nicht verstehen. Und

– ehrlich gesagt – wir verstehen es auch nicht. Allah antwortet ihnen nicht. Taub scheint er sich gegen ihre Klagen zu stellen. Wer ihnen antwortet, sind ihre Imame. Und die werden gehört, weil sie den Gläubigen erzählen, was die sich von Allah zu hören wünschen. Allahs Meinung ist das zwar oftmals mit Sicherheit nicht – warum sonst interveniert der Allmächtige nicht – aber diese Erkenntnis würde den Ausgebeuteten dieses Planeten den letzten Hoffnungsfaden abschneiden. Es würde sie völlig zerstören. Dagegen steht ihr Selbsterhaltungstrieb. Deswegen lehnen sie sich ohnmächtig auf, stürmen Botschaften, verbrennen Fahnen, trampeln wie die Geisteskranken auf Bilder verhasster Politiker herum, die ihnen pars pro toto gelten.

Das Schauspiel ist entsetzlich, erbärmlich und würdelos – genau wie die verfluchten Provokateure, die das Feuer an die Lunte legen. Sie beschwören Huntingtons „Kampf der Kulturen“ und fordern dieses Armageddon heraus. Die Geschichte aber lehrt – und das scheinen diese Idioten nicht zu wissen – dass immer, immer, immer die Bettler und Barbaren nach einem solchen Endkampf siegreich waren. Auf den Trümmern der in Dekadenz und Arroganz gefallen Hochzivilisationen aber wuchert das Unkraut und in den Ruinen grüßen einander die Eulen, wie Jesaja 13.21 einst orakelte. Der Prophet Jesaja übrigens ist einer, der Davids Stern, dem Halbmond und dem Kreuz gleichermaßen gilt! Dem sollte man zuhören, statt sich mit einem bescheuerten Filmchen zu befassen! Das wäre der Zukunft aller zuträglich.

Sarrazin in Brandenburg

streitbarer SPD-Mann füllte das BT

Voltaire wird das Zitat zugeschrieben: „Ich bin nicht Ihrer Ansicht, aber ich werde mein Leben dafür einsetzen, dass Sie Ihre Meinung vertreten können!“ Keine Formulierung beleuchtet krasser den Gegensatz zwischen demokratischer Prämisse und Toleranz auf der einen Seite und der Anwesenheit von zwei Hundertschaften Polizei auf der anderen Seite, die Brandenburg an der Havel für einen Nachmittag in Beschlag nahmen. Zwei Hundertschaften Polizei für einen 67jährigen SPD-Genossen, der auf Einladung des Vereins Kunstgenuss ohne Not e. V. ins Brandenburger Theater kam, um aus seinem neuesten Buch „Europa braucht den Euro nicht“ vorzutragen! Dass die Ideen des streitbaren Sozialdemokraten Dr. Thilo Sarrazin alles andere als Konformitätsstatus genießen, stellte bereits die Leidenschaftlichkeit der eigenen Genossen auf eine harte Probe, deren lokale Spitzenvertreter sich denn auch an diesem Abend im Theater rar machten. Das einfache Volk war da anderer Ansicht: Es füllte das Große Haus beinahe bis auf den letzten Platz und hörte dem Polarisierer Sarrazin gebannt zu. Dieser, der als Berliner Finanzsenator dem Pleitebären 2009 erstmalig einen ausgeglichenen Haushalt ohne erneute Nettokreditaufnahme bescherte, profilierte sich als ausgewiesener Wirtschafts- und Finanzfachmann von europäischem Rang. Sarrazin las zwar nur ein paar Sätze aus seinem mit vielen Merkfähchen gespickten Buche, erläuterte jedoch in



Abb. 21

freiem Referat schlüssig und von nachvollziehbarer Logik auch für die wirtschaftsunkundigen Laien die derzeitige Situation des krisengeschüttelten Kontinents. Dabei zeigte er unbarmherzig die begangenen Fehler, ihre Ursachen und die sich aus ihnen ergebenden Perspektiven auf. Widerspruch ertete er keinen. Vergessen die Blasphemie, als Sarrazin den Hartz-IV-Beziehern vorrechnete, wie komfortabel es sich von dem Bettel leben ließe. Das Brandenburger Theater gestaltete sich zu einer Oase für den vielfach angefeindeten Sarrazin. Auch als Intendant Kneisel die Fragerunde ins Publikum öffnete, blieben die vierhundert Hörer zurückhaltend. Eine Dame, welche die Anwesenheit des ehemaligen Bundesbankers für eine persönliche Anlageberatung nutzte, erhielt von ihm zwei Ratschläge: Zum einen stünde es dem Wähler frei, eine europapolitisch kompetente Bundesregierung zu wählen. Diesen Punkt revidierte Sarrazin jedoch umgehend selbst – es seien auch für ihn erkennbar keine aussichtsreichen Kandidaten am Start. Zum zweiten empfahl er eine Vermögensdrittelung in Gold, umlaufenden Werten und langfristigen Beteiligungen – eine Binsenweisheit, welche der westfälischen Finanzexperte Glikl bas Judah Leib bereits vor dreihundert Jahren lediglich ein dezentes Gähnen entlockt hätte. PreußenSpiegels Nachfrage, ob denn Sarrazin nicht das völkerverbindende Element des Euro anerkenne und was er glaube, wie man in Peking und Washington einen Zusammenbruch der Eurozone deuten würde, beantwortete der kantige Streiter gerade heraus: Er sei nicht prinzipiell gegen den Euro, nur müsse dafür zuvor ein tragfähiger europäischer gesamtstaatlicher Unterbau geschaffen werden, der garantiere, dass auch die Südstaaten sich den über Jahrzehnte bewährten Stabilitätsprinzipien der Bundesbank anschließen.

Die Größe eines Wirtschaftsraumes aber bedinge keineswegs zwingend dessen Effizienz, wohl aber der Verzicht auf eine Staatsfinanzierung durch die Notenpresse. So sei die kleine Schweiz zeit ihres Bestehens wirtschaftlich mächtiger gewesen als die Sowjetunion. Man hörte es und nahm die Behauptung staunend auf. Es fehlte bei der Veranstaltung einfach jemand, der mit gleichwertiger Kompetenz und Sachverstand hätte dagegen halten können. Fazit: Kein Kontra – zweimal Zwischenapplaus, ein paar signierte Bücher und eine lautstarke Gegendemonstration an der Grabenpromenade von Hitzköpfen, welche Weisheit und Erkenntnis bereits für sich gepachtet hatten, was sie der Notwendigkeit entthob, dem Anderen zuzuhören.

Von den bedenkenswerten Thesen des Nonkonformisten Sarrazin, der wie sein unangepasster Genosse Horst Buschkowsky von Neukölln wacker wider den Stachel löckt und mit provokanten Thesen die Prinzipien der oft genug verheuchelten Politischen Korrektheit ad absurdum führt, war jedoch an diesem Abend nichts zu hören. Für die Bühne ein glatter Durchläufer, begleitet von einem riesigen Polizeiaufgebot – was jedoch indizierte, dass man in Preußen, dem Vaterland der Toleranz, Ursache hat, über mehr nachzudenken als nur über die Zukunft einer Gemeinschaftswährung.

Schöne Luise wieder daheim!

Schleppdampfer von 1910 für Brandenburg gerettet

Michael L. Hübner

Es gibt Tage, da würde man nicht tauschen – für nichts auf der Welt: nicht den Job mit dem schmalen Salair, das selbst dem Brotherrn die Tränen in die Augen treibt, nicht den Fluss und nicht das Schiffchen, mit dem man auf ihm schippert. Letzteres ist in die Jahre gekommen, 102 sind es um genau zu sein. Auf den Namen „Luise“ hört der kleine Schleppdampfer. Luise hat

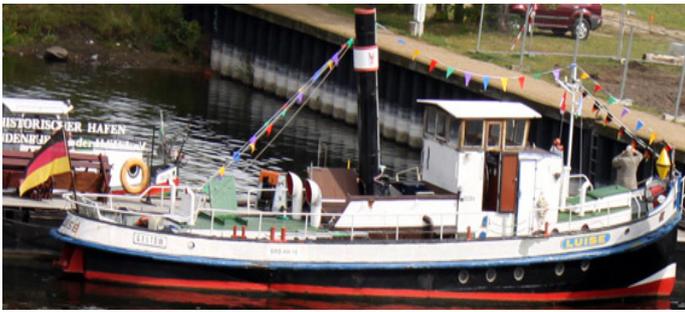


Abb. 23 Luiseke is wedder tau huus

in Preußen einen besonderen Wohlklang: Man kennt die Kurfürstin Luise Henriette, die Königin Luise und nun auch die 16,5 m lange, 3,8 m breite Wiemann-Tochter „Luise“ mit ihren 40 Tonnen Wasserverdrängung und den 1,4 m Tiefgang. Stolz reckt „Luise“ mit der einstigen Werft-Baunummer 121 ihren Schornstein in den blauen Herbsthimmel als sie nach Jahrzehnten endlich wieder nach Hause stampft. Noch steht als Heimathafen „Geltow“ auf ihrem Heck über dem Ruder. Eine Entenmama von der Baumgartenbrücke hatte die letzten fünf Jahre auf Reede für eine sichere Bank gehalten und ihr Nest in die Ruderanlage platziert. Das gab ein zünftiges Enten-Geschimpfe als die Männer des Vereins Historischer Hafen Brandenburg a. d. Havel die Gängigkeit der kettengesteuerten Ruderanlage überprüfen! Bisschen Fett ran und alles lief wieder tadellos – außer eben für die kleine Ente!



Abb.24 Das neue Kennzeichen der „Luise“. Der Jubel ist nicht nur bei Vizevereinschef Gerd Matalowski (3.v.l) riesig!

Auch der statt der unrentablen Dampfmaschine eingebaute IFA S 4000-80-PS-Vierzylinder-Viertakt-Diesel EM 4-20, der ebenfalls ein halbes Jahrzehnt lang kein Mucks gesagt hatte, erhob nach Jahren der Stille, einigen Streicheleinheiten und einem neuen Anlasser aus Vieritz am 25. September 2012 um 10.57 Uhr wieder seine tuckernde Stimme über den Großen Zernsee. DDR-Qualität von 1958! Nur die versottete Abwasserleitung fürs Kühlwasser war bald wieder verstopft. Die Männer gaben nicht auf und um 12.26 Uhr hieß es dann nach all den vielen Jahren wieder: Leinen los für Luise! Zunächst noch im Seitenschlepp der „Lina Marie“ konnte vom LI und seinen fachkundigen Kameraden die Leitung wieder freigekämpft werden. Ab dem Trebelsee hinter Ketzin fiel dann auch die letzte Trosse zur „Lina Marie“ und eine stolze „Luise“ stampfte mit halber Fahrt voraus ihrer neuen, alten Heimat entgegen.

Entdeckt wurde das in die Jahre gekommene aber wunderschön gebliebene Mädchen im Juli auf der Open Classic in Caputh. Der Vorbesitzer hatte das Schiff mit 16 Jahren gekauft und vierzig Jahre lang besessen. Weggeben wollte er es anfänglich nicht, sah dann aber ein, dass die nun notwendig



Abb. 25 Letzte Absprachen zwischen den Schiffsführern vor der Abfahrt nach Hause!

gewordenen Reparaturen und Ausbesserungen die Kraft und das Vermögen eines Einzelnen übersteigen. Das wird nun Sache der Enthusiasten um Conrad Helmcke sein. Auf den Vereinsvorsitzenden sind die Papiere des Schiffes ausgestellt. Jetzt muss ein richtiges Gutachten über alle notwendigen Arbeiten ran und dann wird es Geld, Schweiß und Freizeit gelten, bis die „Luise“ eines Tages auch von nahem wieder der Blickfang ist, als den die Brandenburger und ihre Gäste sie derzeit von der Jahrtausendbrücke aus erleben können.

Wiemann – das ist Schiffbauertradition in einer „Stadt im Fluss“! Das ist internationaler Ruf, Standort-Argument und ein von den Alten angelegtes Kapital in Form von wertvollen Schiffen, von dem die Stadt bei geschickter Anwendung noch heute Jahr um Jahr Zins um Zins abschöpfen könnte. Insofern ist zu beklagen, dass dem Historischen Hafen nur 35 m von der Uferlinie aus nach Westen zugestanden wurden. Der Rest bis hin zur Jahrtausendbrücke soll einer Marina mit festen Dalben geopfert werden. Hinter all den weißen Yachten und Protzpötten verschwinden dann die schwimmenden Raritäten eng auf eng aneinander in die Ecke gedrängt. Die Stadt versteckt ihre Kleinodien anstatt sie öffentlichkeitswirksam zu inszenieren! In dem einen Jahresdrittel, in dem das Wiemann-Ufer frequentiert wird, könnte man mobile Fingerstege setzen, die sich schnell und billig an- und abtransportieren ließen. Jedoch in die Nische gestaut taugt der Historische Hafen als zentral gelegene Touristenattraktion soviel wie ein Elektromagnet ohne Stromanschluss. Vielleicht wird sich das mit der „Luise“ ändern, deren Eleganz und deren Schornstein schon von Ferne die Blicke Neugieriger auf sich ziehen. Die Strömung und der Wind waren



Abb. 26 Halbe Kraft voraus in Richtung Heimat durch über den schönsten Fluss Ostelbiens!

mit „Luise“ auf ihrer Heimfahrt – jetzt müssen es die Brandenburger sein! Es ist ihr Pfund, mit dem sie nach außen wuchern können! Die Bürger müssen ihren Hafen in ihre Mitte nehmen, dann wird die Botschaft auch in den maßgeblichen Verwaltungsetagen gehört. Man kann beispielsweise dem Verein beitreten (www.hhb-ev.de, Tel. 03381 211535), für den Neuaufbau der „Luise“ spenden (Kto. 360 1015 896, BLZ 160 500 00, Mittelbrandenburgische Sparkasse) oder einfach nur mal mit der Familie am Sonntag zu einem Klönsnack längs kommen. Eine der interessantesten und am liebevollsten aufbereiteten Ausstellungen der Hansestadt Brandenburg ist immer ein lohnendes Ziel - unmittelbar vor der eigenen Haustür!



Abb. 27 Ein prächtiger Anblick: Luiseken in ihrem Heimathafen angekommen!

Schranke zu, BUGA tot

Die Wuster Schranken brechen einer Stadt das Genick

David Katz

Wenn es stimmt, dass Verkehrswege die Adern einer Kommune sind, dann ist es schlecht bestellt um die Chur- und Hauptstadt der Mark. Die alten Stodoranen, die von denen Deutschen Heveller genannt wurden, hatten bei der Anlage ihrer Hauptburg unterhalb des Harlunger Berges ein geniales Händchen bewiesen. Mütterchen Havel schlängelt sich buchtenreich durch Sumpf und Sand, einige Inseln bildend und mit breiten Schilfgürteln maximalen Schutz bietend. Dass ihre Nachfahren eines Tages exakt die damals durchaus gewünschten, sich heute aber kontraproduktiv darstellenden Probleme bekämen, in die Stadt hineinzukommen, das ahnten die Wenden sicher nicht. Wollten sie doch nur ihren Feinden den unbeteten Besuch erschweren. Sie waren Profis: Das Konzept ging auf und bewährte sich - sogar noch tausend Jahre später. Ungebrochen verteidigt „Schrankenburg an der Havel“ den Ruf einer für Automobilisten beinahe nicht zu stürmenden Festung, obwohl die Havelmetropole nur etwas mehr als eine preußische Meile von der Autobahn 2 entfernt liegt und zwei Bundesfernstraßen, die 1 und die 102, ihre Wege mitten in der Domstadt kreuzen. Erschwert wird der Zugang zur Dreistadt zusätzlich durch die Bahnlinien, die Brandenburg an der Havel tangieren und umkreisen und dabei vielfach die Zuwegungen beschränkt durchschneiden. Da ein Teil dieser Gleise zu den deutschen Hauptstrecken zählt, benötigt man nicht viel Phantasie, um zu ermessen, wie dicht gedrängt die Züge auf ihnen rattern, wie oft die Schranken unten sind und sich die Automobile auf beiden Seiten vor ihnen stauen. Zwei der extremsten Übergänge, die Altstadt-Bahnhof-Schranken (1969) und die Potsdamer Schranken (1972) wurden bereits durch großzügige Überführungen entschärft. Zu DDR-

Zeiten, wohlgemerkt! Bis zu drei Stunden, im Mittel aber eine Stunde stand man vor ihnen, wenn es der Reichsbahn gefiel, in ihrem Bereich zu rangieren. Gollwitz folgte 2010. Ach, du potenter bundesrepublikanischer Kapitalismus, der du dir einst laut Egon Bahr die DDR als Vorgarten zulegen wolltest! Wo ist dein großes Maul? Wo ist deine Kraft der Umgestaltung? Du warst zumindest an diesen sensiblen Stellen weniger zu leisten imstande, als die verblichene Zone! So sieht's aus. Doch immerhin! Wenigstens der Gollwitzer Überflieger wurde gebaut – eine Schikane weniger auf dem Weg nach Potsdam und Berlin!

Aber Wust! Wust! Das ewige Wust! Der Übergang des Grauens, dessen Fortbestand nun ein ganzes, großes Einkaufszentrum in den Abgrund reißt. 2006 fragte der SPD-Landtagsabgeordnete Ralf Holzschuher im brandenburgischen Infrastrukturministerium nach, wann mit der Erlösung zu rechnen sei. Minister Reinhold Dellmann stellte das Jahr 2008 in Aussicht. Brandenburg an der Havel wollte sich schier ausschütten vor Lachen, doch eben dieses Lachen gefror zu einem schmerzgeplagten Grinsen.

Wäre das Projekt umgesetzt worden – eine zeitgemäße Lösung hätte der ganzen Stadt einen investitionsfreundlichen Auftrieb gegeben. Vor den Schranken auf den 1972 gebauten Überflieger zu laufend hätten sich Reichsbahn und Automobilverkehr nicht mehr in den Hoddern gelegen. Zu spät, zu spät, viel zu spät für den letzten ICE, der in den End-Neunzigern noch im Brandenburger Hauptbahnhof hielt. Waren dessen Perrons nicht extra ICE-tauglich erweitert worden? Kreuzungsfreiheit ist eine der Kernvoraussetzungen für die Genehmigung einer ICE-Trasse. Davon aber konnte gerade in und um Brandenburg an der Havel nun wirklich keine Rede sein. Die Route über Rathenow und Stendal gewann. Die märkische Hauptstadt verlor 2009 zu allem Überfluss auch noch endgültig ihren Flughafen EDUB mit 14-Tonnen-Sartgewichtzulassung – man begann wieder auf das mittelalterliche Infrastrukturniveau zuzuarbeiten. „Wir bauen für vorgestern!“, lautete die ungeschriebene Devise. Als Jörg Vogelsänger, Sukzessor des unseligen Dellmann, das Infrastrukturressort übernahm, begann die Stimmung der entnervten Brandenburger Bevölkerung einem Siedepunkt zuzustreben. Denn nichts, aber auch gar nichts hatte sich getan. Der Westen hatte sich seit zwanzig Jahren als völlig unfähig erwiesen, ein relativ einfaches Verkehrsproblem zu lösen.

Und das auf einer Straße, die für eine nach Berlin führende Bundesautobahn in diesem Bereich der wichtigste Bypass schlechthin ist. Just in diese Zeit fiel der Zuschlag der Havelregion als Nachrücker von Osnabrück für die BUGA 2015. BUGA – o magische vier Buchstaben! Hier nun eröffnet sich ein florales Feenreich, dass das äußerst negative Image des Pleiten-, Pech- und Pannenlandes Brandenburg etwas relativieren könnte. Und Brandenburg hätte es sooo nötig! Wir erinnern uns: Die Chipfabrik Frankfurt/Oder, der Formel-1-Magnet Lausitzring, die Zeppelinhalle Brandt, der Berlin-Brandenburger Großflughafen „Willy Brandt“... diese endlose Abfolge von Versagen und Desaster. 1,5 Millionen Besucher werden zur BUGA 2015 erwartet. Wie die nach Brandenburg an der Havel hinein oder aus der Stadt hinauskommen sollen, wird noch sehr interessant zu beobachten sein. Fakt ist, dass sich in Wust bis 2015 überhaupt nichts mehr tut. Besagter Minister Vogelsänger verkündete seinem frustrierten Publikum im Brandenburger Bischofshof im Spätsommer 2012 lediglich, dass er verspreche, die Brandenburger bis Jahresende zu informieren, für welche Variante der Entschärfung des kritischsten aller Brandenburger Bahnübergänge man sich nun entschieden hätte. Dann würde das Übliche folgen: Projektierung, Finanzierung, Planfeststellungsverfahren, Raumordnungsverfahren, etc. etc. Die Jahre werden ins Land gehen und das Gebiet rund um die Wuster Schranken hätte für seine Bewohner von vor tausend Jahren noch immer einen hohen Wiedererkennungswert. Da steht man nun, die Insassen

des letzten Wagens von Osten her buchstabieren die Leuchtreklame des Einkaufszentrums oder die Schindeln der Dorfkirche von Wust. Jene, die von Schmerzke her nach Potsdam reisen wollen, kommen nicht mal auf die 1, sondern stauen mittlerweile die 102 nach Süden dicht. Drei Züge rattern durch, schau! Die Schranken öffnen sich! ... für einige Sekunden. Dann wieder für eine Viertelstunde Stillstand: zwei Güterzüge und ein Personenzug tuckeln in die Gegenrichtung. Es ist zum Weichwerden. Winter ist's – man hat die Wahl zwischen Erfrieren oder Ersticken in endlosen Abgasschwaden.

Hurra! Die BUGA kommt. Wenn deren Bilanz gezogen wird, dann muss Farbe bekannt werden. Geht diese BUGA aus verkehrstechnischen Gründen schief – dann gnade Gott der armen Havelstadt, dem armen Lande Brandenburg! Dann ist der Ruf des Versagers ehern in Beton gegossen. Wenn das Gelächter in der Republik und der Welt verklungen ist, wird kein Investor mehr etwas mit diesen Pleitiers zu tun haben wollen, die alles, aber auch wirklich alles mit größtmöglichem Effekt versauen. Dann ist Aus die Maus! Die Situation nach Südwesten ist ja nicht wesentlich entspannter. Wer von dort, beispielsweise von der Autobahnabfahrt Wollin kommend, die BUGA besuchen möchte und das erste Mal auf der Plane-Brücke verzagt, wo sich Reichsbahn, Fahrräder, Kraftverkehr und Mütterchen Plane treffen, der wird in kürzester Zeit dermaßen die Schnauze voll haben, lange bevor er noch den Duft der ersten Blume, den Anblick des erstes Arrangements, der ersten Rabatte genoss, dass er postwendend umkehren und einen erschütternden Bericht wieder mit sich in die Heimat nehmen wird. Gut, denn in der Stadt selbst wäre es schwierig geworden, eine Übernachtung zu erhaschen. Da ruhen die Süd- und die Ostflanke des Gesundheitsforums als innerstädtische Brache seit dem Ende der Zwanziger Jahre und harren ihrer Vollendung zum schon damals projektierten Hotelkomplex. Nazis, Krieg, Kommunisten, Unfähigkeit... Die Fläche blieb unbebaut und ungenutzt. Wo sich ein Hotel ebenfalls wunderbar und verführerisch eingepasst hätte, auf dem Gelände der aufgelassenen Wiemann-Werf nämlich, machten sich die Stadtwerke breit, deren Palast am nördlichen Stadtausgang nicht mehr standesgemäß war. Juchhu – Brandenburg an der Havel hat die BUGA! Das einzig Signifikante, was übrig bleibt, wird die versaute Perspektive der einmalig schönen Gottfried-Krüger-oder Bauchschmerzenbrücke sein. Sie bekommt aus förderungspolitischen Gründen einen Begleiter über den Pumpergraben für Rad- und Rollschuhfahrer, Inlineskater und andere Mobilitätseingeschränkte verpasst, der ihre Optik nachhaltig so gründlich in Trümmern legt, wie das die Rote Armee seinerzeit mit dem Neustädtischen Rathaus tat... Brandenburg an der Havel, arme Perle der Mark – wohin gehst du? Mit einer versauten BUGA mit Sicherheit in den totalen Absturz – und vor diesem bewahren dich dann auch keine geschlossenen Schranken in Wust. Im Gegenteil, im Gegenteil: Sie werden deine Talfahrt sogar noch forcieren.

Skandal des Schwachsinn

„Oben-ohne-Photos“ von Kate Middleton sorgen für Sturm im Wasserglas

B. St. Fjöllfross

„Quam frustra e murmure quanto“, rief Kardinal Mazarin einst nach der Niederschlagung der Fronde. „Was für ein Getöse und wie vergeblich!“ Das fällt einem zuerst ein, wenn man sich den Rummel besieht, den die Medien gerade um die sogenannten „oben-ohne-Bilder“ der Herzogin von Cambridge veranstalten. Was da passiert, entzieht sich unserem Verständnis. Wie kann ein elender Knipser davon leben, dass er

in die Privatsphäre eines jungen Ehepaares einbricht und eine nur spärlich bekleidete junge Frau ablichtet. „Es ist doch aber die Frau Prinz Williams!“ Nein! Es ist Kate Middleton und sie ist gebaut wie Millionen anderer Frauen auch. Wozu taugen solche Fotos? Dass Millionen unterbelichteter Zeitgenossen neugierig überprüfen können, ob eine „hochgestellte“ Persönlichkeit unter ihren Kleidern anders oder aber ähnlich aussieht wie sie selbst? Und dann? Was dann? Sich in halbseidene Tagträume versenken, welche um diese Middletonschen Brüste kreisen? Gott, wie erbärmlich! Und warum macht das Königshaus so einen Wirbel um die Geschichte? Damit schreibt der Londoner Palast diesen Blödsinn fort. Kate Middleton oder Lieschen Müller – beide sind normale Frauen und nur eine aberwitzige, dümmliche Phantasie erhebt die Person der Herzogin über die des Milchmädchens. Wozu benötigt der Plebs solcherlei Prominenz? Damit er weiß, wohin er seinen Hintern reintrotenshalber wenden kann? Damit er Projektionsflächen für seine aberwitzigen Träume vorgekauft bekommt?

Darf deswegen niemand über die proletenhaften Eskapaden des schwedischen Königs reden, damit der schöne Schein gewahrt bleibt. Braucht das dumme Volk eine Gallionsfigur, ehern, lupenrein und erhaben, frei von all den Lastern, mit denen sie selbst behaftet sind, um sich über den eigenen Dreck hinwegzutrusten? Warum ist das Menschengeschlecht zu feige, mit Tatsachen umzugehen? Warum ist man bereit für die Lüge zu töten? Zumal wenn viele dieser Lügen bekannt und die Wahrheiten dahinter ein offenes Geheimnis sind. Kratzte man all diesen falschen Lack herunter, das Leben wäre um vielfaches einfacher: Kate Middleton wäre eine normale, hübsche und attraktive junge Frau mit ganz gewöhnlichen Brüsten, die nicht interessanter und auch nicht uninteressanter wären als die von Lieschen Müller und der König von Schweden wäre ein normaler Mann, dessen Frau nun mal nicht mehr die einstige knackige Schönheit Silvia Renate Sommerlath ist, die sie vor vierzig Jahren zweifelsohne gewesen war. Daher empfindet Opa Bernadotte einen ebenso normalen Trieb, sich mit etwas jüngeren Weibchen zu umgeben. Opa Bernadotte ist eben nur ein normaler Greis, der nicht in der Lage ist, seinen kleinen Begierden zum höheren Wohl der Gesellschaft, zum Vorbild für sein Volk, zu widerstehen. Er nutzt seine Möglichkeiten der verpönten Lust zu frönen, wie das Millionen seiner „Landeskinder“ sofort und ohne zu zögern ebenfalls täten, könnten sie es. Eine intakte Familie taugt zum Vorbild, wenn sie tatsächlich intakt ist, alles andere ist Onanie. Und genau das ist der Grund für das Gewese um die nackten Brüste der Kate Middleton. Massenhafte Onanie. Es ist das Ausweichen in virtuelle Welten in den insuffizienten Hirnen von Abermillionen Menschen, denen eine reale Welt nicht genug ist oder die ihre Vorstellungskraft missbrauchen, um aus der Realität in dusslige Träume zu flüchten. Jede Katze, Ratte, Ente, jedes Schwein verhält sich intelligenter und vernünftiger! „Oben ohne“ bezieht sich eben nicht auf die nackten Brüste eines Mädchens namens Kate, sondern auf den fehlenden Verstand von Abermillionen Nackter Affen!

Sonnenstrom statt Wirtschaftsaufschwung

Militärhistoriker gedenken der Briester Transportfliegerei

Chipfabrik Frankfurt/Oder, Zeppelinhalle Brandt, Lausitzring, der Flughafen „Willy Brandt“, der nicht kommt, der Flugplatz Briest, der verschwunden ist... Brandenburg konsolidiert seinen Ruf als Land der Pleiten, Pannen und gescheiterten Innovations-Großprojekte.

J. F. - S. Lemarcou

Noch ein Besucher mehr und das Havelzimmer des Fontanekubs wäre zu einer überdimensionierten Sardinienbüchse mutiert. Mehr als die fast 40 Leute gingen wirklich nicht mehr rein. Dabei waren es weiß

Gott nicht nur die gedienten Militärs, die dem Vortrag Frank Brekows lauschten. Für die erste Veranstaltung des Jahres 2013 thematisierte der Arbeitskreis Militärgeschichte im Brandenburgischen Kulturbund e. V. 80 Jahre Militärtransportfliegerei in Briest. Briest... EDUB, Sonderlandeplatz zuletzt – eine blutende Wunde im Herzen der Chur- und Hauptstadt noch auf Jahrzehnte. Was an Entwicklungspotential für Brandenburg an der Havel in den Neunzigern brutal und zielgerichtet über Bord geworfen wurde, einer Stadt die mit einer legendären Anbindung an alle nur denkbaren Hauptverkehrswegearten Deutschlands infrastrukturell beinahe einzig dastand, ist einfach nur unfassbar. Pionierleistungen sind auf diesem Flugfeld erfolgt: Um die Traglast der ZM1 zu testen, die ihre Bomben schon in den ersten Jahren der Militärfliegerei über London abwerfen sollte, wurden Männer auf die Tragflächen der Maschine gestellt und ab ging's mit 100 km/h durch die Lüfte. Diese Tests waren nichts für schwache Nerven! Das Reich, dessen Luftfahrt vom Versailler Vertrag hart beschnitten worden war, trickste auf Teufel komm raus, um dieses Verkehrsmittel der Zukunft zu entwickeln und fähige Leute zu schulen. Und weil Briest mit seiner Nähe zur Hauptstadt immer eine prominente Rolle einnahm, wurde hier die einzige Fluglehrer-Schule des ganzen Reiches angesiedelt. Der Staat pulverte Geld ins Flugwesen – selbst wenn das hieß, dass man einen Packen Zeitungen aus Berlin mit der Transportmaschine nach Königsberg/Pr. lieferte.



Abb. 28 Frank Brekow berichtet aus der Geschichte des Flugplatzes Briest EDUB.

„Jede einzelne Zeitung wäre unbezahlbar gewesen“, wie Brekow ausführte. Aber die Alten wussten, Fliegerei bedeutet wirtschaftlichen Aufschwung. Eine Erkenntnis die den Entscheidern in der Domstadt anfangs der Neunziger völlig abhanden gekommen war. Die Dornier Do11 hob hier ab, 50 Tante Ju (Junker Ju 52) waren hier stationiert. Die nahmen notdürftig umgebaut am Polenfeldzug teil: Die Brandbomben wurden mit Kohleschuppen aus den Maschinen befördert. Heinkel 177, später Mi 4 und Jak 12 – sogar eine Lockheed C 130 Hercules landete und startet einmal in den Neunzigern in Briest. Die Umrüstsätze, mit denen man die Maschinen zu Bombern umbauen konnte, lagen allesamt in Brandenburg an der Havel. Briest war C-Flugschule. Das heißt, hier wurden Piloten und Mannschaften für mehrmotorige Maschinen ausgebildet. Alles modern, alles vom feinsten. Hier pochte eines der Herzen der deutschen Luftfahrt! Diesmal war es nicht die DDR, die dem exzellenten und von den Wirtschaftsführern der Stadt dankbar angenommenen Flugplatz den Hahn abdrehen. Die Kommunisten hatten in Briest schon Jahrzehnte vor Westdeutschland ein Hubschrauber-gestütztes SAR (search and rescue) -System stationiert. Nein, es waren die Nachfolger, vorneweg ein ehemaliger Fliegeroberst und ein Oberbürgermeister, welche die Lufwaffe und die Bundeswehr gezielt und vehement vergrätzten und vergraulten. 600 Millionen DM

wollte die Bundeswehr in die Ertüchtigung des Geländes investieren, Arbeitsplätze im dreistelligen Bereich sollten entstehen. Die Gehälter der Bundeswehrbediensteten hätten dem Brandenburger Einzelhandel viel Freude bereitet. Aber nein – ICE weg, Flugplatz weg, das Einzige was da bleibt in Ewigkeit sind die Wuster Schranken! Brekows Vortrag wurde geschätzt und beklatscht, das Desaster um die 2009 ein für alle Mal erloschene Lizenz des Brandenburger Sonderlandeplatzes Briest-EDUB aber trieb vielen Anwesenden noch immer die Zornesröte ins Gesicht. Aber dafür zaubert ja jetzt die liebe Sonne viel Strom auf den Briester Acker! Hurra, hurra hurra!

Sumpf im Reichstag

Diäten, Zuverdienst und Lobbyismus

B. St. Fjollfross

Peer Steinbrück ist ein kluger Mann. Er hat begriffen, wie tief sich die Kluft zwischen dem Volk und seinen Politikern aufgetan hat. Seit langem schon schlägt er eine Brücke über diesen Abgrund. Er redet geradeaus. Er redet so, dass er verstanden wird. Keine Skandale, keine Eskapaden – eine gerade, ehrliche Haut, gepaart mit großer Kompetenz. Das kommt an.

Nun setzt er an zum Sprung nach ganz oben. Nicht nur den Seinen ist klar, dass er es kann. Auch der Gegner wird sichtlich nervös. Und reagiert mir kurzsichtigen, schäbigen Aktionen. Steinbrück braucht keinen Persilschein für eine weiße Weste – er hat sie. Nun versuchte man ihm seine Nebeneinkünfte als Abgeordneter anzukreiden.

Gut – das kann ein Problem sein. Nicht, dass sich Steinbrück etwa fehlerverhalten hätte. Alles ging mit rechten Dingen zu, wurde deklariert, angegeben, abgerechnet. Auch lehnen wir ab, dass ein Abgeordneter nicht nebenbei noch außerhalb des Hohen Hauses reden sollte. Er muss es sogar. Seine Politik muss ja auch von seinen Wählern und Gegnern im Wahlkreis und im Lande verstanden und mit ihm diskutiert werden können. Nicht nur in den Ausschüssen soll sich der gute Abgeordnete mit den Argumenten für und wider eine Sache auseinandersetzen, sondern auch im Gespräch mit den Bürgern, den Machern vor Ort, den Entscheidungsträgern in der Provinz. Das alles muss natürlich auch der Qualität des Vortrags entsprechend honoriert werden.

Es gilt jedoch dabei zu beachten, dass die eigentliche Arbeit des Volksvertreters nicht auf der Strecke bleibt. Seine Fraktionsarbeit, seine Ausschusstätigkeit, die Reden in der Bütt, die Anwesenheit während der Plenarsitzungen – das alles darf nicht unzumutbar leiden. Doch Steinbrück ist nicht der Mann, der uns diesbezüglich Sorgen macht. Da gibt's ganz andere Kandidaten. Was uns beunruhigt, und auch das hat nichts mit dem Bild zu tun, das wir bis zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Aufsatzes von Steinbrück haben, ist der Lobbyismus in den deutschen Parlamenten. Lobbyismus ist Korruption! Das muss man ganz deutlich so sagen und knallhart auf den Punkt bringen!

Und der Lobbyismus, der bereits den Reichstag im festen Griff hat, degradiert die Bundesrepublik Deutschland zu einer Bananenrepublik Deutschland. Wenn der Abgeordnete einen Scheck vom Lobbyisten entgegen nimmt, dann ist das gefühlt ein Verbrechen. Juristisch ist es das nicht, denn die Abgeordneten, die ja die Legislative repräsentieren, verhindern seit Jahren eine Gesetzgebung, die Licht in die Bezugsquellen derer bringt, die mit

ihren Diäten nicht auszukommen meinen. Steinbrück braucht dergleichen nicht zu fürchten. Trotz seiner enormen Nebeneinkünfte steht er nicht im Verdacht eine Marionette zahlungskräftiger Klientel aus dem Großkapital zu sein. Sein Parteigenosse Altkanzler Schröder stünde da schon eher Modell für den herkunftsvergessenen Sozialdemokraten. Steinbrück konnte es sich mit einem Lächeln leisten, seine Einkünfte offen zu legen. Gleich einem Bumerang bitten die von der Leine gelassenen Hunde alsbald die eigenen Herren. Ein Eigentor im Vorwahlkampfgeplänkel des deutschen rechten Lagers par excellence. Wir wünschen uns, dass die Linken unter einem Kanzler Steinbrück den Weg der Reformierung dieses Missstandes kontinuierlich fortsetzen und dem opaken Sumpf des Machtmissbrauchs im politischen Tagesgeschäft endlich austrocknen. Wir würden damit nur beginnen, uns endlich einem europäisch zivilisierten Standard anzunähern.

Es ist höchste Zeit dafür! Denn der Strapp-Skandal in Bayern führte der Öffentlichkeit deutlich vor Augen, wie dicht bereits das Unkraut des Filzes, der Gutsherrenmentalität und der gegenseitigen Durchseuchung von Politik, Medien und Industrie gewuchert ist. Es fängt an mit harmlosen Nebeneinkünften von einigen Abgeordneten und es endet in der Retablierung einer politischen Kaste, die bis auf einige Scheinwahlen keinerlei Erdung mehr zu ihrem Wählervolk besitzt. Das bedeutet zwangsläufig eine Destabilisierung der Demokratie. Es führt zu Politikverdrossenheit und Wahlverweigerung, es führt zu Distanz und Stimmenzuwachs für die extremen Feinde der Demokratie. Was Steinbrück tat, war absolut richtig und bewundernswert. Aber dabei darf es nicht bleiben. Es darf nicht so aussehen, als sei dies nur ein brillanter politischer Schachzug gewesen, ein schnelles und effektives Kontra ohne jede Nachhaltigkeit. Wir haben es bereits oft gesagt und wiederholen diese Wahrheit nach Catos Manier: Vertrauen ist der Anfang von allem – verlorengegangenes Vertrauen der Anfang vom Ende. Wenn Peer Steinbrück Kanzler ist, sollte er die Offenlegung der Abgeordneten-Nebeneinkünfte und die Zügelung des Lobbyismus zur Chefsache erklären. Ein würdiges Feld sich zu profilieren und ein Bild in der Kanzlergalerie zu hinterlassen, das dem Lincolns kaum nachstehen dürfte. Apropos Lincoln... Senat und Repräsentantenhaus sollen auf sumpfigem Gelände stehen. Der Boden, auf dem der Reichstag ruht, ist auch nicht gerade ehern. Sehen wir zu, dass das nur geologisch zu deuten bleibt.

Tod im Gerichtssaal

blinde Justitia wird scharfsichtig

Don M. Barbargria

Ein KZ-Scherge in SS-Uniform quält Häftlinge des nationalsozialistischen Terrorregimes und bringt sie willkürlich um. Nach dem Kriege gelingt es ihm unterzutauchen, bis ein Paradigmenwechsel in der Gesellschaft Rechenschaft von ihm fordert. Da aber ist er schon ein alter Mann und krank. Nobel geht die Justiz mit ihm um. Wir üben ja keine Rache in unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung! Wir üben Gerechtigkeit! Man lässt den armen, alten, kranken Mann in Ruhe. Uns pfeift derweil der weiße Dampf aus den Ohren. Honecker, der die Staatsjagd auf Menschen betreiben ließ, die sich seinem gerontokratischen Bettelreich durch Flucht entziehen wollten, ließ sich von seinem Leberkrebs entschuldigen. Generös stimmt die westdeutsche Justiz zu. Ach Gott, wie beseligend. We go monkey and turn ballistic! Entschuldigung für den englischen Schnipsel – aber uns fehlen einfach die deutschen Worte für dieses Bild. Dieses traumhafte Wolkenkuckuckshaus erstreckt sich sogar auf Bestien, die ihrem Trieb folgend kleinen Mädchen auflauerten, sie vergewaltigten und hernach ermordeten. Kaum, dass irgendein Psychiater, der nicht minder verrückt ist

als der Sittenstrolch, eine positive Entwicklungsperspektive in sein Gutachten hineingeschrieben hat, darf der Täter wohlgenut aus dem Gefängnis spazieren und das nächste Mädchen abschlachten. Das erste ist in seinem Kindersarg noch nicht einmal vermodert. Weder Psychiater noch Gericht übernehmen auch nur ein Tüttelchen Verantwortung für ihre aktive Beihilfe zum Mord – man kann sich ja schließlich auch mal irren. Wer guckt denn schon in einen anderen Menschen hinein? Man kann ja den armen Kerl nicht für den Rest seines Lebens weg sperren, solange noch ein Hauch von Hoffnung... Ist schon alles ganz bedauerlich, aber... Dieses verfluchte „Aber“! Vivat Iustitia teutonica! Du Hort des Humanismus auf den Knochen der anderen.

Ein paar polemische Giftzwerge – wir gehörten schon immer zu dieser degenerierten Bande – gifteten in ihren Bart: „Es müsste sie mal selbst treffen. Ob sie dann auch mit solch weiser Milde urteilen würden? Gelänge es ihnen, eigene Befindlichkeiten von ihrer Amtsführung zu trennen?“ Der Gott, der Paragraphen schuf, konfrontierte uns mit einem grausamen Exempel: Im Januar 2012 erschießt ein selbstverliebter und egozentrischer Unternehmer mit einem ausgeprägten Narzissmus im Amtsgericht Dachau einen 31 Jahre alten Staatsanwalt. Der wollte ihn am Schlafittchen kriegen, weil der 55jährige Gannef keine Sozialabgaben für seine Angestellten abgeführt hatte. Diese strafrechtliche Verfolgung konnte sich der Macher unmöglich bieten lassen. Schließlich schuftet er doch Tag und Nacht für das deutsche Bruttosozialprodukt und für das eigene Portfolio, oder nur für letzteres – ach, wen interessiert denn das! Also ballerte er des Staates Advokaten über den Haufen und schoss auch gleich noch auf dessen diabolischen Helfershelfer im Talar, den Richter. Welch ungezügelter Aggression! Doch der Mann ist Westdeutscher. Da wird er schon im Vorfeld gewusst haben, wie moderat seine Justiz mit schwerkranken Menschen umgeht. Und er ist immerhin Diabetiker. Seine Beine haben sie ihm schon amputiert. Nu lasst ihn mal in Frieden sterben...

Nee, nicht diesmal. Diesmal nicht. Er hätte schießen können auf wen er will. Bei Justizvertretern aber hört der Spaß definitiv auf! Wenn es sie selbst trifft, dann jagen sie den Lumpen quer durch die Hölle und dann nutzt ihm auch kein Krankenbett mehr, in dem er ohne Beine liegt und auf den erlösenden Tod wartet. Dafür gibt's moderne Technik, Monitore, Webcams, Mikrofone... wart mal, Du Gauner, Dich kriegen wir schon! Du nimmst am Prozess teil und nicht einmal des Teufels Großmutter stellt Dir ein befreiendes Attest aus! Wir brechen den Stab über Dich, selbst wenn Du schon ins Krematorium einfährst. Und kein Gutachter sollte auch nur ansatzweise auf das schmale Brett kommen, Dir eine Persönlichkeit zu bescheinigen, die Deine Schuld etwa noch relativieren könnte. Du hast auf Justitia geschossen, Du Idiot! Da rutscht der Dame definitiv die zur Neutralität verpflichtende Augenbinde herunter. Und Du hast doch wohl nicht im Ernst geglaubt, die Göttin der Paragraphen sei wirklich blind? Wenn das so ist, sollte man für Dich sogar das Fallbeil wieder aus dem Keller holen – wegen unerträglicher und notorischer Blötheit!

Vier weitere Jahre

Präsident Obama bleibt im Weißen Haus

B. St. Fjöllfross

Gott sei Dank! Sollte man noch mehr sagen als „Gott sei Dank“?

Vielleicht bedarf es einer Erklärung, warum man dem Schöpfer aller Dinge dankt. Präsident Obama wird die Vereinigten Staaten von Amerika weitere vier Jahre führen. Der Mormone hat verloren und es ist eine in diesem Falle vernünftige amerikanische Tradition, den Namen des

Verlierer am Tage nach der Wahl bereits vergessen zu haben. Obama reitet den vollen Parcours der Amtszeit ab, die einem Präsidenten zugestanden wird. Die Spanne von acht Jahren ist auch bitter nötig. Diese Zeit wird es brauchen, um das seit Busch Jr. völlig diskreditierte Oval Office zu rehabilitieren. Der Texaner führte bekanntlich den letzten Beweis, dass man hinter den Ersten Schreibtisch der Staaten auch einen dressierten Affen setzen könnte. Die harte Politik wird eh von der FED gemacht.

Obama aber trägt die Farbigkeit nicht nur auf der Haut. Er war vor vier Jahren ein Glücksgriff für die Amerikaner und das scheint dieses Volk nun auch begriffen zu haben. Sie haben es spannend gemacht, fürwahr. Bis beinahe ganz zum Schluss der Erdrutsch kam. Innenpolitisch hat sich Obama bewährt und auch der dämlichste Redneck wird eines Tages begreifen, wofür eine Krankenpflichtversicherung gut ist. Es liegt kein Stolz in der Bettelei, die eigene Gesundheitsversorgung von der Gnade derer abhängig zu machen, die einen erst an den Bettelstab gebracht haben. Obama hat bewiesen, dass er Mumm und Biss hat, dass er ein gewiefter Stratege ist und hinter seinem geschmeidigen Auftreten zäh wie eine Bulldogge agiert.

Die Juden lehrten uns die Dialektik und forderten uns auf, immer alle Wesenheiten einer Sache abzuklopfen. Nun scheint also endlich die verfluchte Sklaverei und die Rassendiskriminierung der überheblichen weißen Amerikaner nach drei Jahrhunderten auch einmal positive Früchte tragen: Denn um einen weißen Farmer fett zu machen, bedurfte es des Imports von vielen Schwarzen. Gleichzeitig brachte der WASP und der Texaner auch den Ureinwohnern und den Latinos eiskalte Verachtung entgegen. Das rächt sich nun bitter. Diese Überzahl an Wählern aus diesem Spektrum der amerikanischen Bevölkerung steht jetzt ganz gewiss den Demokraten zur Verfügung. Und mit was? Mit Recht! Das aufgeklärte Europa bibberte wie Espenlaub. Bestand doch die ernste Gefahr, einen fanatischen Falken vor die Nase gesetzt zu bekommen, der jene vertritt, die sowohl glauben, dass der Grand Canyon vor siebentausend Jahren als Ergebnis der Sintflut entstand als auch auf dem gottgegeben Recht beharren, in der ganzen Welt den Ton anzugeben. Wie hätte sich ein Präsident Romney beispielsweise im Irak verhalten? Uns graust bei dem Gedanken.

Das Heer der Armen hätte todsicher exponentiell zugenommen. Das Pulverfass U. S. A. wäre damit unberechenbar geworden – denn wie leitet man innenpolitischen Druck ab? Richtig! Durch martialischen Aktionismus im Ausland. Ein solches Elefanten-Trampeln aber im internationalen Porzellanladen könnte in einer Zeit der großen und irrsinnig gefährlichen globalen Wirtschaftskrise die Existenzfrage für Milliarden Menschen stellen, zumal der Drache in Peking trotz ungebremstem Vorwärtsdrang beginnt, sichtbar zu hinken. Das ist keine gute Konstellation, denn der Drache könnte ohnehin tückisch werden, wenn herauskommt, dass auch die chinesische Wirtschaft trotz staunenswerter Fassade von innen auszuhöhlen beginnt. Da bedarf es eines klugen Fingerspitzengefühls, welches der „pazifische“ Präsident Obama zweifelsohne besitzt. Grausam wär's geworden, wenn Romney die Außenpolitik bestimmt hätte – er, der beinahe ein Vierteljahrhundert nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Russland als strategischen „Feind Nummer Eins“ bezeichnete. Der Mann scheint nicht nur über Jahrzehnte in einem Gletscher eingefroren gewesen zu sein, er ist schlichtweg irrsinnig. Welche Spannungsfelder ein solch verknöchertes Idiot zu generieren in der Lage gewesen wäre, ist nicht auszudenken.

Wir stehen an der Seite Israels. Aber gerade darum ist es so wichtig, die Scharfmacher auch in Tel Aviv nicht von der Leine zu lassen. Romney wollte genau das tun. Netanjahu hat Romney unterstützt. Er ist der einzige, bei dem wir diese bedenkliche Haltung zumindest nachvollziehen können. Trotzdem sollte der Judenstaat seinem allmächtigen Vater im Himmel danken, dass

dieser so entschieden hat, wie ER es tat. Die Weisheit liegt eben doch beim Allmächtigen, der sein auserwähltes Volk wirklich zu lieben scheint und ihm das Leben erhalten will. Für diese geopolitische Lage ist und bleibt Obama also die erste und einzige biophile Wahl. Denn ein Romney hätte sicherlich nicht zur Beruhigung von Millionen Muselmännern beigetragen, die unter anderem in Kairo dank den U. S. A. über modern ausgerüstete und bis an die Zähne bewaffnete Streitkräfte verfügen.

Die ausgestreckte Hand in Richtung der geschlagenen Republikaner allerdings – war das Ritterlichkeit, für welche die Amerikaner eh keinen Sensus haben – oder war es politisches Kalkül, weil die Elefanten im Repräsentantenhaus die Mehrheit haben und Obama bei Ihnen gut Wetter machen muss, will er sich nicht wie in seiner ersten Amtsperiode im Kleinklein von blödsinnigem Kongressgezänk verschleifen.

Resümierend kann man wohl anerkennen, dass die U.S.A. sich unter der Rigide Obamas doch spürbar von ihrem hässlichen Image des Sheriffs der Welt zu befreien.

Wofür wir Gott aber am meisten danken, ist, dass ER die Fanatiker, die SEINEN Namen am meisten missbrauchen, hat abtropfen lassen. ER hat den religiösen Spinnern und bibeltreuen Muckern die göttlich kalte Schulter gezeigt, was ER von ihnen und ihrer gefährlichen Geistesgestört hält – nämlich gar nichts. Danke Herr, Danke!

Der Preußische Landbote aber sollte seine Zusammenarbeit mit der Deutschen Telekom auf den Prüfstand stellen. Es wirft ein bezeichnendes und nicht eben schmeichelhaftes Licht auf den Magenta Riesen, dass er es mit Romney hielt. Und auch der nächste Kühlschrank wird sicherlich kein Siemens sein.

Volle Fahrt voraus!

130 Jahre Brandenburger Fahrgastschiffahrt

Michael L. Hübner

Am Samstag, dem 27. Mai 1882 inserierte ein Herr G. Liedtcke, Dom 22, im Brandenburger Anzeiger: „Das Dampfboot „Brandenburg“ fährt am 2. und 3. Pfingstfeiertage nach Kl. Kreuz um 1 ½, 2 ½ und 4 Uhr. Zurück um 8 Uhr. Beide Tage um 2 ½ Uhr ist ein Schleppkahn zu 500 Personen



Abb.29



Abb. 30

angehängt und zurück um 8 Uhr ebenfalls, à Person 25 Pf.“ Georg Liedtke, der seine Brötchen eigentlich als Fabrikant für Pianofortes und Kirchenorgeln verdiente, erweiterte mit dieser Geschäftsidee den Bereich seiner Unternehmungen. Somit begann vor 130 Jahren in der Chur- und Hauptstadt die Ära der Personenschiffahrt. Gewerblicher Transport zu Wasser hatte in Brandenburg an der Havel eine bereits nach Jahrhunderten zählende Tradition. Menschen aber zu deren reinem Vergnügen die Havellandschaft erkunden zu lassen – das war neu!

Es hatte so ein bisschen was vom mondänen Bäder-Linien-Verkehr an der pommerschen Küste, nur das hier alles eine Nummer kleiner und lauschiger war. Man kam am freien Tag mit dem „Brandenburg“ und dem „Magnet“ zu Ausflugslokalen wie dem Dorotheenhof, einer ehemaligen Schifferkneipe mit Schifferbedarfshandel, an die Malge,



Abb. 31

zum Gränert, nach Plaue, zum Bühnenhaus und nach Klein Kreutz. Das alles im Liniendienst. Mit dem einen Dampfer fuhr man hin, genoss die Sommerfrische und mit dem nächsten Schiff ging's abends zurück. Im Laufe der Jahrzehnte wurde dieser Ausflugsverkehr von Pötten bedient, die den Brandenburgern noch heute liebevoll in den Ohren klingen. Da war die „Freya“, der „Odin“, die „Preußen“, der „Deutschland“-Dampfer, der „Sonnenschein“, der legendäre „Nordstern“. In der DDR kamen die „Maxim Gorki“ und der stolze „Aktivist“ dazu. Ausflugsfahrten standen hoch im Kurs, wurden von Familien und in der DDR von Arbeitskollektiven nachgefragt. An diese Tradition erinnerte die Reederei Bischoff, die am 14. Juli mit

einem richtigen Linien-Fahrplan und den Schiffen „Nordstern“, „Pegasus“ und „Sirius“ am Salzhofufer ihre Gäste empfangen. Ergänzt wurde die Armada durch die „Havelfee“ der Reederei Rödging sowie das Küken der Ketziner Flotte, die „Hoffnung“. Letztere wurde 1914 in Magdeburg gebaut und ist seit 1947 im Besitz der Reederei Herzog. Das kleine, 60 Passagiere fassende Schiffchen versprüht noch immer den Charme der späten Kaiserzeit. Die Eltern des derzeitigen Reeders, Kapitänin Maria Herzog und Vater Siegfried, steuerten mit der „Hoffnung“ in sechseinhalb Stunden die sieben ausgewählten Anleger von den Beetzseeterrassen bis zum Dorotheenhof an. Stadtführerin Petra Stehlin erklärte den Gästen sachkundig die Stadt vom Wasser aus. Siegfried Herzog erzählte indessen von den Nachkriegstagen, als es noch keinen Überland-Omnibusverkehr gab und seine „Hoffnung“ für „zwo fuffzich“ die Bauern von Schmergow nach Spandau brachte. Naturalienwirtschaft, überlebenswichtiger Tauschhandel,



Abb. 32

später begleitet von den Schikanen der Volkspolizei. Später, als dann in Potsdam grenzbedingt Schluss war, kamen viele LPGler, die sich mit einer Flusspartie von der harten Feldarbeit erholten. „Da hatte jeder seine eigene Kasse, Frauen wie Männer“, erinnerte sich der Alt-Käpt'n, „die Frauen verdienten ja auch gut. Blasmusik spielte auf. Schön war das.“

Nur wenn wir die Lehrer an Bord hatten, die waren nicht ganz so pflegeleicht...“ Er lacht. Das Wetter hingegen war weniger humorvoll aufgelegt: Auch Storms Regentruide hatte sich zur Gratulationscour angemeldet, auf dem Breitlingsee unterstützt von einem kräftigen Südwest der Stärke 5 bis 6. Unbeirrt pflügte die kleine „Hoffnung“ ohne zu schwanken durch sich bereits gischtig brechende Wellenberge von bis zu einem Meter Höhe. Der Himmel zog sich drohend grau zusammen. Die „Hoffnung“ hielt sich wacker und erreichte erst mit dem Lee des Neuendorfer Havelgemündes ruhigeres Fahrwasser. Am Anleger des Bühnenhauses plante noch mancher von Bord zu gehen, im Bühnenhaus noch ein kräftiges Abendbrot zu ordern und sich dann von dem als „Lumpensammler“ hinterdrein schippernden „Nordstern“ die letzten drei Seemeilen nach Hause bringen zu lassen. Leider zuckten dem Vernehmen nach die Bühnenhäusler mit den Achseln. Unverrichterdinge kehrte man an Bord zurück. Vielleicht war der Ansturm an diesem Tage zu groß gewesen. Am Seehotel jedenfalls wurde noch jeder Ankömmling mit einem Bollmanntröpfchen begrüßt. Eine nette Geste, die sich spätestens auf den rauen Gewässern des Plauer Sees bezahlt machte. Mit einer Reminiszenz an die großen Tage der Brandenburger Fahrgastschiffahrt wurde einmal mehr das Potential beleuchtet, das die Havelmetropole mit ihren noch immer existierenden Ausflugszielen nicht nur ihren Gästen zu bieten in der Lage ist. Auch die Brandenburger selbst sollten sich wieder vermehrt der Orte erinnern, an denen schon ihre Großeltern freie Tage voller Seligkeit genossen!

Volle Kraft zurück!

mit Betreuungsgeld retour in die Vergangenheit

David Katz

Womit beschäftigt sich Politik heute? Regelt sie das Gemeinwesen zu aller Vorteil? Na ja, mitunter vielleicht auch das. Momentan aber hat es den Anschein, als würden die genialsten Strategen der Politik damit verschlissen, Löcher zu flicken, die von unausgegorenen und unrealisierbaren Wahlkampfversprechen aufgerissen wurden.

Eines dieser Löcher ist das sogenannte Betreuungsgeld. Worum geht es? Der Gesetzgeber schuf ab dem Jahre 2013 den einklagbaren Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz. Diese rechtsverbindliche Garantie aber wurde jenseits jeder Realität gegeben. Denn die allermeisten Kommunen sind pleite und können diese Plätze weder stellen noch bezahlen.

Nun haben einige findige Köpfe das Fernrohr über den Bug des Dampfers hinaus gerichtet und brüllen nun entsetzt: „Eisberg voruuuuuuus!“ Das Ruder aber klemmt per Ordre de Mufti. Man kann es nicht einmal mehr herum reißen. Ach du Sch...! Also versucht man nun den Eisberg anzupinkeln, indem man hofft, er würde von den warmen Tröpfchen aus der Hose etwas aufweichen. Denn womit müssen denn die ohnehin schon überforderten Kommunen rechnen? Natürlich: mit einer Klageflut! Wenn der Deutsche merkt, dass ihm ein Rechtsanspruch nicht gewährleistet werden kann, ist er schneller auf dem Gericht, als sich der Richter das Barett überstülpen kann. Zumal, wenn die Rechtslage so schön klar und übersichtlich ist und man eigentlich gar nicht verlieren kann, es sei denn, das Kind, das man anzumelden plant, hat die Vierzig bereits hinter sich gelassen.

Und dann geht's los! Die Kommunen müssen blechen. Locker das zehn bis zwanzigfache dessen, was sie mit der jetzt gefundenen Lösung „Betreuungsgeld“ aufwenden müssten. Der Plan: Biete dem Wels ein kleines Fischlein am Angelhaken. Sobald du den Burschen aufs Trockene gezogen hast, kann er dir die anderen Fische im Teich nicht mehr wegfressen. Hurra! Und die Rechnung wird aufgehen, denn das Volk ist gierig und frisst den Spatz in der Hand, ehe es überlegt, dass es von der Taube auf dem Dache gut eine Woche lang satt geworden wäre.

Klartext der politischen Bastelanleitung: Wir entwerfen ein hübsches Etikett mit ein paar aufgeklebten Pfennigen und kleistern es über die beinahe leere Flasche. Wer dann die Pulle einmal an den Hals setzt, hat auf seinen Rechtsanspruch Verzicht geleistet. Der Bundes-Schweiß darf von der Stirne gewischt werden. Denn wer das Betreuungsgeld nimmt, kann sein Kind ja nicht mehr für den Kindergarten anmelden, gelle? Und der kann auch nicht mehr klagen. Keine gerichtlich verordneten Entschädigungszahlungen, die man aufgrund der kommunalen Zwangsverwaltung eh nicht leisten könnte. Keine Gerichts- und gegnerischen Anwaltskosten, keine peinlichen Titel auf Seiten der Kläger. Und das Ganze verpacke man noch als Wahlkampfwerbegeschenk und sahne mit den Stimmen der billig zu ihrem Nachteil Geschmierten bei den nächsten Urnengängen ab. Gibt es schon einen Nobelpreis für gerissene Politik? Nein? Na dann wird's aber Zeit!

Und die großen Verlierer sind...? Na klar, die lieben Kleinen. Wo die ihre Grundkenntnisse in sozialer Kompetenz lernen? Na wie immer: Sesamstraße! Wenn sie die mal schauen. Ansonsten bei Barbara Salesch, Frauke Ludewig, Alexander Holt, Britta, Sandra... „verklag mich doch!“ Was für ein Familienspaß! Die Alten versaufen die Betreuungskohle auf der Couch und verfolgen gemeinsam mit ihren Kleinen die gespielten Tragödien auf der Mattscheibe des ebenfalls vom Betreuungsgeld angeschafften

HDMI-70-Zollers. Und wenn die Lütten pampig werden, können sie sich per Mattscheibe gleich ein Ferienziel über das Reisebüro „Die strengsten Eltern der Welt“ aussuchen. Mein Gott, ist das schön! Da erhebt sich vor unseren Augen eine völlige Gutmenschen-Blindgänger-Kaste von Politikern, die nicht einmal mehr das Wort „Rechenschieber“ buchstabieren können, wie Phönix aus der Asche. Und wie das Gefeder leuchtet und funkelt! Dass uns allen dieser hanebüchene Quatsch in ein paar Jahren bitter auf die Füße fallen wird, interessiert doch niemanden, dessen IQ täglich mit dem Gefrierpunkt konkurriert. „Ein paar Jahre“... das sind für politische Überlegungen und Maßnahmenplanungen geologische Halbwertzeiten. Völlig außerhalb jeder Vorstellungskraft.

Interessant wird es aber für diejenigen, deren Verstand über den Tellerrand hinaus reicht. Wenn die Generation „Betreuungsgeld“ mit ihrer Sozialprägung „TV“ erst einmal das Ruder der Gesellschaft übernommen hat, gehören die genialen Strategen ihrerseits zur Zielgruppe der solidaritätsbedürftigen Alten. Die Brut des Betreuungsgeldes wird aber eines mit Bravour und summa cum laude gelernt haben: nämlich mit ihren Ellenbogen gut zu zielen. Den verröchelnden Taktikern von einst wird das berühmte Andreas-Hofer-Zitat schwerlich noch über die ersterbenden Lippen kommen: „Kerls, was schießt ihr schlecht!“

Vom Wesen der Ausrede**

David Katz

Sie gehören zweifelsohne zu den unerquicklichsten Erscheinungen zwischenmenschlicher Kommunikation – die Ausreden. Da hat jemand eine Minder- oder gar Fehlleistung verzapft. Aber er legt die Karten nicht auf den Tisch. Was man zu hören bekommt, sind oft aberwitzige Geschichten, die den Verursacher des Schadens in ein besseres Licht rücken sollen, deren Intention darin besteht, von den wahrhaften Ursachen des Scheiterns abzulenken.

Doch warum dieser Aufwand? Warum werden missgünstige äußere Einflüsse oder andere Personen bemüht, deren angebliche oder tatsächliche Teilnahme am Geschehen zitiert wird? Die Antwort ist bereits in der Frage enthalten. Es ist dem Menschen immanent, sich selbst permanent in einem möglichst optimalen Licht darzustellen, bar aller Fehler und Schwächen. Dieser Haltung liegt ein evolutionsbiologischer Druck zugrunde, der vom Individuum verlangt, sich selbst so günstig als irgend möglich zu positionieren, um dem eigenen genetischen Material ein Fortkommen zu sichern. Leistungsdefizite aber wirken dieser Absicht entgegen. Sie müssen daher kaschiert werden. Sollte das schlecht möglich sein, weil die Ursachen des Scheiterns allzu offensichtlich sind, dann gilt es, die Last der Verantwortung auf möglichst viele Schultern zu verteilen.

***Einer Saldrianerin mit beachtenswerten germanistischen Talenten wurde aufgrund häufig vergessener Hausaufgaben im Fache „Deutsch“ die Erteilung der Note „6“ in Aussicht gestellt. Eine Option, diesem Damoklesschwert zu entgehen, welches im Falle seines Niedersausens erheblichen negativen Einfluss auf die Jahresendnote der Jungschrijfstellerin gehabt hätte, bestand in der Abfassung eines Aufsatzes zum Thema „Ausreden“. Letztere bezeichnen ein Spezialgebiet der jungen Dame, aus dem sie bei gegebenem Anlass stets reichliche Proben verschiedener Qualität und Güte vorzulegen wusste. Allein - diese besondere Leistung traf weder bei den Lehrern noch im sonstigen Umfeld der Jungfrau auf die erhoffte positive Resonanz. Nun ist es eine Sache, auf einem Gebiet mit besonderen Talenten gesegnet oder gestraft zu sein. Die Fähigkeit aber, deren theoretische Grundlagen zu erfassen und überzeugend darlegen zu können, ist nicht unbedingt an das Vorhandensein des Talents geknüpft. So kam es zu einer gewissen Ratlosigkeit, der Herr Katz mit einer kleinen Hilfestellung begegnete: Parallel zu den Gedanken der Saldrianerin entwickelte er seine eigene Ansicht zu diesem Thema in einer kleinen Abhandlung, welche er der Ausarbeitung der Schülerin vergleichend gegenüberstellte. Der Sinn und Zweck dieser Hilfe bestand explizite nicht in der Ausfertigung einer abschreibefähigen Vorlage, sondern in der geistigen Auseinandersetzung mit dem Wesen des zu behandelnden Gegenstands, wovon ein gewisser therapeutischer Effekt zu erhoffen war. B. St. Fjallfross*

So konnte der Kaiser der Franzosen, Napoleon Bonaparte, der als Feldherren genießt, schlechterdings an dem katastrophalen Ausgang des Russland-Feldzuges schuld sein. Ebenso wenig konnte man den „russischen Barbaren“ einen militärischen Sieg über die bewährte Grande Armée zugestehen. Ergo wurde eine dritte Kraft eingeführt, die beinahe göttlicher, also der menschlichen Gewalt entrückter Natur ist – das Wetter. Nicht General Michail Illarionowitsch Kutusow obsiegte über die „unschlagbaren“ Franzosen? Nein, „General Winter“ war es. Ihm kann man sich getrost geschlagen geben, ohne das Gesicht zu verlieren.

ben darauf kommt es an: Derjenige, der eine Ausrede benutzt, will sich in aller Regel mit ihr schützen. Er will das Gesicht wahren, über die wahren Ursachen und Hintergründe, die Dynamik des gescheiterten Projekts ein Tuch decken. Dessen Dekoration soll den Betrachter an etwas glauben lassen, was zwar nicht den Tatsachen entspricht, nichtsdestotrotz jedoch entlastenden Charakter besitzt.

Dieser Wunsch kann so massive Ausmaße annehmen, dass er sich nicht selten einer rationalen Grundlage zu entziehen beginnt. Sprich – die inhaltliche Substanz der Ausrede beginnt ins Offensichtliche oder gar ins Lächerliche abzugleiten. So erzählte Joachim Kupsch in seinem „Buch Chons“ einst von einem altägyptischen Feldwebel, der einen Gefangenentransport in die Wüste anführte und – um den eintönigen Weg durch die Ödnis kurzweiliger zu gestalten – sein Kommando mit Angebereien aus seiner militärischen Vergangenheit unterhielt. Dabei schwadronierte der Feldwebel von einem Kampf in einem Hohlweg gegen die Syrer, deren er bereits einige Hundert erschlagen hatte. Die Leichenberge türmten sich vor ihm auf und die Syrer mussten mit einem Regiment anrücken, um des Tapferen Herr zu werden. Während der Feldwebel also munter prahlend voranschritt, sah er, wie Kupsch schreibt, „das Grinsen seiner Leute nicht.“ Wie es um das vorgetragene Heldentum des Feldwebels aber wirklich bestellt war, zeigte sich bereits einige Augenblicke später, als der Gefangenentransport einen Hohlweg in der Wüste zu passieren hatte, der für die in ihm hausenden Löwenrudl berüchtigt war. Aus dem Maulhelden wurde blitzartig ein Feigling, der sich hinter seinen Soldaten versteckte und einen „wertlosen“ Gefangenen zur Rekognoszierung des Geländes befahl.

Dieses Beispiel aus der Literatur belegt sehr anschaulich die Natur der Ausreden. Als essentieller Teil der verbalen Kommunikation erfüllen sie eine wesentliche Hauptaufgabe der Verständigung mittels Sprache: Der Adressat soll zu seinem Nachteil und zum Vorteil des Sprechers getäuscht, belogen und betrogen werden. Dabei laufen die Bestrebungen dahin, über solche Täuschungsmanöver entstandene Nachteile aufgrund von Minder- oder Fehlleistungen nicht nur zu relativieren, sondern wenn möglich auszugleichen oder im optimalen Fall sogar in ihr Gegenteil zu verkehren.

Ebenso wie das Lachen scheint die Ausrede zu den Alleinstellungsmerkmalen der Gattung Homo sapiens zu gehören. Denn sie setzt ein komplexes, in die Zukunft gerichtetes, Interaktion berücksichtigendes und soziodynamisches Denken voraus. Die Täuschung ist auch in der Fauna weit verbreitet, entsprechende Beispiele sogar aus der Flora bekannt. Der Einsatz von Ausreden jedoch, die als präventive Maßnahme bei drohendem Verlust von Achtung und Ansehen instrumentalisiert wird, lässt sich nur beim modernen Menschen beobachten. Gewagt formuliert könnte man die These überlegen, ob es nicht gerade die Ausrede sei, die aus dem Homo sapiens einen Homo politicus macht. Überhaupt bedarf die Ausrede eines gleichwertigen oder aber in der gesellschaftlichen Hierarchie höher stehenden Ansprechpartners und damit der Voraussetzung einer vergemeinschafteten Lebensweise.

Ein Bär als Einzelgänger muss sich vor niemandem verantworten, wenn er den Lachs nicht fängt. Er wird in Konsequenz seines Versagens Hunger haben. Die Anwendung einer Ausrede wäre in diesem Falle nicht nur überflüssig sondern nachgerade absurd. Auch der Wolf, der Papagei oder der Schimpanse als Rudeltiere sind verhindert, auf Ausreden zurückzugreifen, da ihre Kommunikation und Planungsfähigkeit noch weit entfernt von dem Niveau sind, an dem sich ein Repertoire an Ausreden als zweckdienlich, rentabel und erfolgversprechend erweisen könnte.

Zusammenfassung

Die Ausrede ist ein Teil der menschlichen, verbalen Kommunikation. Sie dient dazu, den Adressaten über einen realen Sachverhalt hinwegzutäuschen und ein Scheitern oder Versagen in ein vorteilhafteres Licht zu rücken. Andere Komponenten des gescheiterten Prozesses werden über Gebühr betont, die Verantwortlichkeit des sich Herausredenden minimiert, beschönigt oder abgestritten. Die Ausrede gehört trotz ihres kontraproduktiven Charakters zu den unausrottbaren Bausteinen der von Zivilisationen determinierten Kommunikation. Ihre Hartnäckigkeit beruht auf einem kalkulierten Erfolgsversprechen unter gleichzeitiger Ausblendung ihrer aberwitzig hohen Versagensrate.

Von Bordeaux nach Porto

Sächsin vor Gericht gescheitert

David M. Katz

Ha, ha! Das hat mal ‚was! Ein Sächsin bestellt fernmündlich bei einer Fluggesellschaft eine Flugkarte nach Porto, der heimlichen Hauptstadt Portugals. Aber, ei der Daus, sie ist nun mal waschechte Sächsin! Und so flötet sie in den Telephonapparat das Wort „Bordo!“ Der Heiducke am anderen Ende der Leitung ist weder sehr beschlagen, was die europäische Geographie betrifft, noch, was den besonderen Klang des sächsischen Dialektes angeht. Er verstand „Bordeaux“ und buchte die Dame auf einen Flug in die achthundert Kilometer entfernte französische Metropole „Bordeaux“. Supi! Die Sächsin ist mächtig vergnatzt und verklagt die Luftfahrtgesellschaft und – verliert! Grandios! Die Dame hat das teure Nachsehen: Fahrkarte von Bordeaux nach Porto plus Gerichtskosten. Das ist hart. Warum wir uns schier ausschütten vor Lachen? Oh, das soll Ihnen nicht vorenthalten werden:

Natürlich haben die Richter recht! Was kann so ein armer Teufel dafür, dass die Frau kein ordentliches Hochdeutsch spricht? Und Hochdeutsch ist nun mal der amtliche Dialekt im Deutschen Reiche!

Ist keine einhundertfünfzig Jahre her, da sprach man in der mächtigen Chur- und Hauptstadt, den beiden Städten Brandenburg an der Havel, ein lupenreines Niederdeutsch. Zumindest das Volk tat das. Platt ist Ihnen fremd? Das ist diese herrliche deutsche Sprache, die gefühlvolle, sanfte Stimme des Nordens. Luther, die „Nachtigall aus Wittenberg“, der reformierende Sachse, hat sie uns Märkern ausgetrieben, hat das Platt, was über Jahrhunderte die Verkehrssprache der Deutschen Hanse war, getötet. Weil er das Neue Testament ins Kanzleisächsische übersetzt hat und uns somit das „Hochdeutsche“ bescherte. Ab diesem Augenblick galt dem reformierten Klerus und dem piekfeinen Bürgertum das Platt als die Ausdrucksform des flachen Nordens, der einfachen Gemüter. Die Sprache wurde von denen lutherischen Pastores diffamiert – die Kinder hatten in der Schule hochdeutsch zu reden. Sprachen sie Platt, wurden Generationen

von ihnen die Ohren lang gezogen. Unfein war das Platt! Hochdeutsch war die Verständigungsform der Gebildeten und breitete sich gen Norden aus wie eine schleichende Seuche. Die Urgroßeltern und Großeltern unseres Redakteurs Michael L. Hübner unterhielten sich am heimischen Tische untereinander noch rege auf Platt. Nur wenn sie zu ihrem Enkelchen sprachen, dann befeißigten sie sich verschämt eines sauberen Hochdeutsches. Der Junge sollte nicht mit dem bäuerischen Ballast, der Sprache des tumben, drögen Volkes belastet werden. So dachten sie. Doch der Junge wurde groß und dachte anders und er begann dieses „Anders“ auf Platt zu denken und sehr zum Verdruss seiner Mitmenschen, die des Niederdeutschen mehr und mehr verlustig gegangen waren, auch im Alltag sein Platt zu sprechen – ohne Rücksicht auf Verluste. Er wohnt in der Hansestadt Brandenburg an der Havel – hier ist Platt zuhause! De Tiedgenossen varstoahn dat nich? Ham se Pech gehabt! Soll'n se's lernen oder dumm sterben!

Und jetzt das – die Sächsin, deren Landsmann Luther, der unfreiwillige Mörder des Niederdeutschen wurde – die Katholiken hatten nie etwas gegen das Niederdeutsche einzuwenden und ließen es bestehen – fliegt mit ihrem sächsischem, sprich somit eigentlich „hochdeutschen“ Gebrabbel nach Bordeaux statt nach Porto. Oh – was für ein Fest! Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet! Seine Mühlen mögen langsam mahlen aber sie mahlen sehr, sehr gerecht! Dat früüt uns und mokkt uns dat Hadde warm! Wi sünd noch nich duad! Do künt j lang daarup affluurn! Fohrt man tau no Bordeaux, j Sassens! Das ist der Fluch der bösen Tat. Anderen das Hochdeutsche aufdrücken, das zahlt sich auf Dauer eben nicht aus! Denn wie hett Pidder Lüng secht: „Levver duad as Slaav!“ Dat is'n prauded Woort!

Warnung vor dem Blitzgerät

Teile der Konservativen preschen mit unseriösem Angebot vor

Don M. Barbagrigia

Der Preußische Landbote steht den Konservativen sehr aufgeschlossen gegenüber. Aber manchmal, manchmal... Der Skandal um Saskia Ludwig, die der Jungen Freiheit ein Interview gewährte, hat uns tief getroffen. Man ist CDU-Mitglied oder man redet mit der Jungen Freiheit. Beides zusammen geht nach unserer Auffassung nicht. Und jetzt das: In einem populistischen Husarenritt fordert die Koalition die Legalisierung von Blitzgeräten. Das ist für ein preußisches Blatt völlig inakzeptabel. Nicht, dass unser Fuhrpark noch nie teuer abgelichtet wurde. Es ist auch nicht so, dass wir uns über die Bußgeldbescheide gefreut hätten. Der Verantwortliche wurde auf Streichholzschachtelformat zusammengefaltet und der Überweisungsträger mit dem Zahlungsgrund „Raubritter, Strauchdiebe und Wegelagerer“ versehen. Letzteres ist zwar idiotisch aber es lässt kurzfristig etwas Dampf aus dem Kessel. Die Ursache jedoch ist eindeutig in einem Fehlverhalten unsererseits zu suchen. Gesetze wurden nicht geschaffen um sie zu übertreten, sondern um sie einzuhalten. Anders ist kein reibungsarmes Zusammenleben innerhalb einer Gesellschaft möglich. Wer Gesetze verletzt, macht sich an der Gesellschaft schuldig und handelt daher asozial. Der Druck, den die Legislative aufbaut um ihren paraphierten Regeln Geltung zu verschaffen, ist in jedem Falle gerechtfertigt.

Wofür also soll ein solches Warnergerät gut sein? Es dient per se nur denen, die bewusst vorhaben, sich über die bestehenden Verkehrs- und Geschwindigkeitsfestlegungen hinwegzusetzen. Es legalisiert ergo den Vorsatz der Gesetzesuntreue, ja, es ist nachgerade ein Aufruf, das Gesetz zu missachten. Das leistet einer katastrophalen Desintegration Vorschub.

Dagegen legen wir schärfsten Protest ein. Das hat nichts mehr mit konservativen Werten zu tun. Das ist eine würdelose Anbiederung an die plebejische Schichten und deren schrankenlosen, asozialen Egoismus um ein paar Wählerstimmen zu gewinnen. Mag sein, dass die CDU mit solch unseriösen Offerten das ein oder andere Votum zu ihren Gunsten mobilisieren kann. Die wahren Konservativen aber werden sich durch derlei Gebaren abgestoßen fühlen und sich infolge dessen abwenden. Die daraus resultierende Milchmädchenrechnung ist denkbar einfach: Viele Gute gehen – ein bisschen Plebs rückt nach. Das nennt man dann eine destruktive Bilanz.

Insofern wäre anzuraten, dass nicht die Warnung vor Blitzgeräten sondern die vor insuffizienten Geistesblitzern legalisiert werden sollte.

Wie sie planschen!

Woodstock Animal Sanctuary Farm rettet misshandelte Enten



Abb. 33 So hemmungslos glücklich können befreite Entchens sein! Snapshot aus dem Video© der Woodstock Animal Sanctuary Farm

Kotofej K. Bajun

Ach Jottchen, is det scheen! Da watscheln se und flitzen. Und erst ham se Angst vorm Wasser, weil sie es nie zuvor gesehen haben, nie zuvor sehen durften... Aber dann, dann, dann! Sag noch einer, Entchen könnten nicht von Herzen glücklich sein! Ein paar Laufentchen, welche die Woodstock Animal Sanctuary Farm aus barbarischen, gotteslästerlichen Vegetier-Bedingungen befreit hat, haben nun das erste Mal weiches Gras und sanfte Erde unter ihren Watschelfüßchens. Noch wissen sie nicht, dass diese Zweibeiner, die sie in die Nähe des kleinen Teiches drängen, ganz andere sind als die verfluchten Schergen, die ihnen ihr Entenleben zur Hölle gemacht haben. Ein amerikanischer Richter hatte ein Einsehen.

In Woodstock, NY gab es ein von der Heiligen Schrift anbefohlenen Erbarmen für die gequälte Kreatur. Erstmals spüren sie Wasser unter ihren Entenbäuchen. Anfangs noch ängstlich und unsicher suchen sie schnell wieder trockenes Land zu gewinnen, das Einzige, was ihnen seit ihrem Schlüpfen vertraut ist. Aber für das nasse Element wurden sie von ihrem Schöpfer geschaffen. Und die ersten begreifen. Sie sausen durch den Teich, mit ihren Köpfchen tauchen sie unter, baden sich, nakeln, schnattern aufgeregt und – sind einfach nur hemmungslos glücklich. Wie sie mit den Flügeln schlagen, wie sie sich stolz und frei das erste Mal recken und strecken. Das wiegt mehr als jedes Vaterunser, als jedes Dankgebet. Stolz und frei sind sie und vorbei ist jämmerliche Pein!

Die Juden sagen, wer einem Menschen das Leben gerettet hätte, der habe die ganze Welt gerettet. Wir wollen noch einen Schritt weiter gehen als unsere Schwestern und Brüder aus dem Hause Davids: Wer einer gepeinigten Kreatur das Leben zurückgegeben hat, welches unser aller Vater im Himmel ihnen zugedacht hat, der hat Gottes Wort erfüllt, der ist ein Gerechter!

Uns hat das Video, was der amerikanische Gnadenhof über die befreiten Entchen gedreht hat, ebenfalls glücklich gemacht. Da flossen Tränen. Wir haben nicht viel, wir sind kein auf Gewinnerzielung orientiertes Blatt. Aber das Wenige, was wir besitzen, wollen wir mit denen teilen, die solcherart Gutes tun für die Geschöpfe, die unserer aller Obhut anvertraut sind und gegen die sich der Nackte Affe hemmungslos Tag für Tag aufs Schwerste versündigt. Der Preußische Landbote spendete den Amerikanern und wird es nach Maßgabe seiner Möglichkeit weiter tun.

Unter welches Motto wir dieses Engagement stellen wollen? Unter die Devise der alten Kreuzfahrer, denn DIESEN Kreuzzug werden, diesen Kreuzzug müssen wir gewinnen: DEUS LO VOLT – GOTT WILL ES!

An die Aktivisten in Woodstock aber schrieben wir:

Thanks a lot for all your activities. It is an honour for us to support your hard job by my modest donation. We are not very rich, but what we can do for you it shall be done! So thanks once more especially for making some

ducks happy! It has warmed up our hearts and for that cause we're willing to pay for!

Melissa Gates antwortete unserem Redakteur Michael L. Hübner, der für die Spende unterzeichnete:

Thanks very much, Michael. :-)

Melissa

Melissa Gates

WOODSTOCK FARM ANIMAL SANCTUARY

845.679.5955

www.WoodstockSanctuary.org

Spenden kann man auf der Seite www.WoodstockSanctuary.org unter dem Button DONATE! Wenn etwas eines Ablasses wert ist, dann das. Dafür lasse wir uns auch gerne Tetzels nennen! Den Film aber kann man sehen unter der Internet-Adresse:

<http://woodstocksanctuary.org/2012/09/large-bird-hoarding-case-resolved/>

Inhalt

A Christmas Carol.....	3	München übt den Befreiungsschlag.....	17
Bespitzelung wird legal!.....	3	Saat der Dummheit – Früchte des Verderbens	18
BILD zum 60sten!.....	4	Sarrazin in Brandenburg.....	19
Brunnen lässt Göttin alt aussehen	4	Schöne Luise wieder daheim!.....	19
Die Furien sind los!	5	Schranke zu, BUGA tot	21
Die Mörder sind unter uns.....	6	Skandal des Schwachsinn.....	22
Dienstfahrtenbuch - schriftlich zu führen?	7	Sonnenstrom statt Wirtschaftsaufschwung.....	22
Dumm und Dümmer	7	Sumpf im Reichstag.....	23
Es ist ein Idiot vom Himmel gefallen	8	Tod im Gerichtssaal.....	24
Greencard für den Tod	9	Vier weitere Jahre.....	24
Hoher Besuch in Wusterwitz	9	Volle Fahrt voraus!.....	25
Ihre Gesundheit ist uns (zu) teuer.....	11	Volle Kraft zurück!	27
Kampf dem Krebs!.....	12	Vom Wesen der Ausrede.....	27
Kampfstark und bescheiden	13	Von Bordeaux nach Porto	28
Kanzlerkandidat im Audi Max	14	Warnung vor dem Blitzgerät.....	29
Media Markt - Gott, war ich blöd!.....	15	Wie sie planschen!.....	29
Meister des Sanften Weges	16		